

DEUTSCHE RUNDSCHAU

Herrn Steubriker

WOLFGANG GOETZ

Begegnungen - Gipfelgespräche

THOMAS N. BONNER

Amerikas Kriege und ihre Ursachen
in der Sicht der Historiker

J. W. BRÜGEL

Zur Erinnerung an die Besetzung
Prags 1939

MORITZ LEDERER

Reform des deutschen
Theaterbetriebs

GÜNTER OLIASS

Kreuder oder die doppelte Zeit

C. F. W. BEHL

Gefährtin der Dichter

F. T. CSOKOR

Der zweite Hahnenschrei

3

HERAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECHTEL

85. JAHRGANG · BADEN-BADEN · MÄRZ 1959

MARZ 1959

RUNDSCHAU

Mitten in Deutschland (193) — Von Menschenrechten und von Menschenpflichten (194) — Lob der Frauen (195) — Sonnenberg im zweiten Jahrzehnt (196) — Autor wohin? (197) — C. F. W. Behl zum Siebenzigsten (198) — Otto Hahn achtzig (200)

AUFSÄTZE

<i>Wolfgang Goetz</i>	<i>Moritz Lederer</i>
Begegnungen — Gipfelgespräche . . . 202	Reform des deutschen Theaterbetriebs 227
<i>Harry Pross</i>	<i>Günter Oliass</i>
Indien in der Krise der Demokratie . . . 205	Kreuder oder die doppelte Zeit . . . 232
<i>Thomas N. Bonner</i>	<i>C. F. W. Behl</i>
Amerikas Kriege und ihre Ursachen in der Sicht der Historiker . . . 212	Gefährtin der Dichter 238
<i>J. W. Brügel</i>	<i>Moritz Goldstein</i>
Zur Erinnerung an die Besetzung Prags 1939 220	Sinn und Sinnlosigkeit. 241
	<i>Hermann Uhde-Bernays</i>
	Ferdinand von Saar und Marie von Ebner-Eschenbach . . . 266

ZEITSCHRIFTEN-RUNDSCHAU (249)

GEDICHTE

Stefan gant (226) — Dieter Hoffmann (226) — Frederic Ribell (226) — Heinz Weder (226) — Walter Aue (226) — Marylou Solms (237) — Martin Opitz (251) — Eva Schwimmer (261) — Kurt Siegel (265)

PROSA

<i>Ernst Kreuder</i>	<i>F. T. Csokor</i>
Eine Spur vor Tagesanbruch . . . 252	Der zweite Hahnschrei 255
<i>Ursula Adam</i>	Der Abschied 262

LITERARISCHE RUNDSCHAU

Solina (269) — Hartlaub (269) — Pump (270) — de Castillo (271) — Borchardt (272) — Kraus (272) — Görres (273) — Runciman (274) — Neander (276) — Stender-Petersen (276) — Mosse (277) — Catlin (279) — Wurzbacher (280) — Hinweise (281)

MITTEILUNGEN (286)

Redaktion: Stuttgart O, Haußmannstr. 38, Tel. 24 10 67. — Verlag Deutsche Rundschau, Baden-Baden, Schloßstr. 8. — Die Deutsche Rundschau erscheint monatlich. Einzelpreis: DM 2,10, vierteljährlich: DM 5,—, jährlich: DM 18,—, ermäßigter Jahresbezug für Studierende: DM 12,—. Zuzüglich Zustellgebühr. Bankverbindung: Städtische Sparkasse Baden-Baden, Konto-Nr. 88. Postscheckkonto Deutsche Rundschau Dr. Rudolf Pechel, Karlsruhe Nr. 720 50. Gültig Anzeigenliste Nr. 3. — Die Deutsche Rundschau veröffentlicht nur Erstdrucke. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Nichtverlangte Rezensionsexemplare werden in keinem Fall, Manuskripte nur dann zurückgeschickt, wenn Rückporto beiliegt.

Herausgeber: Rudolf Pechel, Verantwortlicher Redakteur: Harry Pross.

Druck: Dr. Willy Schmidt, Baden-Baden, Lange Straße 53.

Umschlagentwurf: Professor Eva Schwimmer, Berlin.

Mitten in Deutschland

Mitten in Deutschland — Mitten im 20. Jahrhundert heißt eine Broschüre, die das Bundesministerium für Gesamtdeutsche Fragen herausgebracht hat. Sie zeigt nicht mehr und nicht weniger als die Zonengrenze, jenen unsinnigen Strich auf der Landkarte, der dieses Land und dieses Jahrhundert teilt. Von der Ostsee bei Lübeck bis hinunter an die bayerisch-tschechische Grenze trennt dieser Strich Dörfer und Wälder, Wiesen, Bachläufe, Eisenbahnen, ja einzelne Gehöfte. Stacheldraht, Bretterzaun, Schlagbaum, in den Boden geegter Kontrollstreifen, Beobachtungstürme, Scheinwerfer, Maschinengewehre, Erdbefestigungen, Militärpatrouillen — das sind die Attribute die zur Demarkationslinie vom 1. Juli 1945 heute gehören. Der Krieg ist dort hängen geblieben. Er hat dem Frieden Trotz geboten, wie Schnee in unzugänglichen Tälern das Frühjahr überdauert und den Sommer vielleicht, bis Neuschnee fällt. Die 95 Fotografien der Publikation zeigen diesen Schnee vom vorigen Jahr nur zu deutlich. Erschütternde Bilder. Da liegen Brücken im Wasser, die noch die Nazis auf dem Rückzug gesprengt haben, da haften den Menschen „drüben“ noch die Spuren des Elends an, das 1939, 1933 begann, und an den Häusern wurde nichts ausgebessert seit Jahrzehnten. Natürlich, denn mit Hitlers Aufrüstung begann das Zuteilungswesen für den privaten Sektor, vor mehr als zwanzig Jahren. Und dabei blieb es nicht. Als die Bewohner hofften, aufatmen zu können, griff schon die andere Hand nach ihrer Gurgel. So vegetieren sie mehr, als sie leben.

Mitten in Deutschland, mitten im 20. Jahrhundert hat sich der alte Krieg niedergelassen. Man erkennt ihn sofort, denn keine andere Grenze in Westeuropa gleicht dieser Zonengrenze, die er besetzt hält. Der Westdeutsche, der übers Wochenende nach Paris fährt oder nach Brüssel, der seinen Urlaub auf Mallorca, an der Adria, in Griechenland oder Nordafrika verbringt, hat Angst vor diesem Streifen, der ihn von Weimar trennt, von Dresden, von den mecklenburgischen Seen, auch von der „Insel“ Berlin. Es ist aber nicht nur die Angst vor der kommunistischen Gegenwart. Diese Grenze ist schauderhaft lebendige Vergangenheit, und wir fürchten ihren Eiseshauch. Die Zonengrenze gehört zu der Zeche, die wir mit Hitler gemacht, aber nicht bezahlt haben. Müssen wir sie jetzt bezahlen?

Das sowjetische Ausgreifen nach Berlin stellt uns diese Frage. Es stellt sie nicht nur an uns, sondern auch unseren Verbündeten, denn Berlin ist nur einer der Punkte an der Weltgrenze, die den Globus umspannt. Eine geschickte Diplomatie, von der freilich vorläufig nicht viel zu sehen ist, wird den Sowjets das nachdrücklich klarmachen müssen. Aber uns befreit keine Antwort von der gewissenhaften Prüfung, wie wir mit dem Sachverhalt fertig werden. Die Strategen des kalten Krieges, der nun

unter der Bezeichnung begrenzter Krieg sehr dem alten Krieg ähnelt, stellen uns unverblümt vor das „Hic Rhodus — Hic salta!“ Mitten in Deutschland, mitten im 20. Jahrhundert heißt das: Es hilft garnichts, daß Korea, Persien, die Dardanellen, die Arktis und Formosa an der selben Grenze liegen, die hier Zonengrenze heißt. Berlin liegt hier . . .

Es ist freilich sehr die Frage, ob dieser Imperativ irgendetwas zur Liquidierung des alten Krieges beitragen kann, der noch immer lauert, mitten in Deutschland, mitten im 20. Jahrhundert.

Von Menschenrechten und von Menschenpflichten

Die in unserer Zeit zur Gewohnheit gewordene Feier von „Jahrestagen“ — bei denen nur allzuoft Festreden als Ersatz für einen wenig begründeten Anlaß zu solcher Feier dienen müssen — hat es mit sich gebracht, daß am 10. Dezember vorigen Jahres die 10. Wiederkehr des Tages festlich begangen wurde, an dem die „Allgemeine Erklärung der Menschenrechte“ von der Vollversammlung der Vereinten Nationen (bei nur wenigen Stimm-Enthaltungen) einstimmig angenommen wurde. Gewiß ein denkwürdiger Tag! Doch hätte er sich mehr zum Nachdenken über die Erfolglosigkeit der zweifellos ernsthaft und unermüdlich um die Erreichung ihrer hohen Aufgabe bemühten Menschenrechts-Kommission geeignet als zu selbstgefälliger Beglückwünschung. Zwar ist die im vorigen Monat in Straßburg erfolgte Errichtung des „Europäischen Gerichtshofes für Menschenrechte“, die der in Bonn im November 1950 unterzeichneten europäischen Konvention Nachachtung verschaffen will, als würdige Nachfeier für den 10. Dezember dankbar zu begrüßen, wenn auch das Problem, wie die Durchführung von Urteilen dieses Gerichtshofes zu erzwingen wäre, ungelöst bleibt. Viel bedenklicher erscheint es, das Versagen der Menschenrechtserklärung in der Praxis damit entschuldigen zu wollen, daß es eben einer viel längeren Zeit als einer Dekade bedarf, um erkennbare Erfolge in einem Kampf zu erreichen, der sich gegen die seit Menschengedenken tief eingewurzelten Gefühle von Haß, Unduldsamkeit und Vorurteil richtet.

Da sich der Verfasser eines Buches, das als Festschrift aus Anlaß der 10-Jahres-Feier der Allgemeinen Menschenrechtserklärung (*Nehemia Robinson*. Institute of Jewish Affairs — World Jewish Congress — New York) gedacht ist, und in dem der bestimmt verdienstvollen Arbeit der Menschenrechts-Kommission doch eine etwas übertriebene Bedeutung beigemessen wird, sich selbst dieses Argumentes bedient, so sollte demgegenüber betont werden, daß die Gründe für den geringen Einfluß der Menschenrechtserklärung auf die Weltmeinung sich keineswegs auf eine so einfache Formel bringen lassen. Zunächst ist festzustellen, daß das moralische Klima der Welt — bei dem von menschlicher Herzenswärme nie viel zu spüren war — sich grade im bisherigen Verlauf dieses Jahrhunderts erschreckend verschlechtert hat. Soweit es sich aber um das Erreichbare und nicht um das Wünschenswerte handelt, ist es eigentlich

unverständlich, daß man glauben konnte, Menschenrechtsprobleme wären unter politischen (von parteipolitischen ganz zu schweigen) Aspekten zu behandeln, statt vor allem mit den dem Menschheits-Gedanken innewohnenden spirituellen, ethischen und religiösen Erkenntnissen zu rechnen.

Ein Hinweis hierauf, wie er übrigens in der „Deutschen Rundschau“ schon vor acht Jahren zu finden war, macht es ohne weiteres klar, daß im organisatorischen Aufbau der Vereinten Nationen die Menschenrechtskommission sehr schlecht weggekommen ist. Als Unter-Kommission eines Ausschusses der Vollversammlung (des Sozial- und Wirtschaftsrats) gehört sie nicht zu den acht Sonderorganisationen der UNO, denen die Charter weltweite Verantwortlichkeiten zuerkannt hat. Während unter diesen ein Monstergebilde wie UNESCO (mit Erziehung, Wissenschaft und Kultur befaßt) sich mit einem Aufwand, der oft und mit Recht kritisiert wird, sich vielfach mit Fragen beschäftigt, die eher nichtig als wichtig sind, ist die Tätigkeit der Menschenrechtskommission eigentlich vollkommen paralysiert. Weder kann die Berechtigung oder Nichtberechtigung etwaiger Klagen über Verletzung von Menschenrechten eindeutig ermittelt, geschweige denn ein vollstreckbares Urteil gesprochen werden. Noch besteht die Aussicht, die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte in die Form einer rechtsverbindlichen Satzung zu gießen, die von den Mitgliedern der UN ratifiziert und auch — eingehalten wird. Es sei denn, daß die Staaten, sowohl um „das Gesicht zu wahren“, als auch zum Schutz einer sakrosankten Souveränität durch Ausweichklauseln die Satzung wieder ihres rechtsverbindlichen Charakters entkleiden.

So sind wir Zeuge des wenig erbaulichen Schauspiels eines nutzlosen Hin und Her zwischen Kommission, Wirtschafts- und Sozialrat und Vollversammlung wegen eines Satzungsentwurfs (aus dem aber inzwischen bereits 2 Entwürfe geworden sind), um die Überfülle der verlangten Rechte unterzubringen, wogegen von „Menschenpflichten“ nur nebenbei — in einem von den 30 Artikeln der Allgemeinen Erklärung gesprochen wird. Ließe sich das Statut der Vereinten Nationen nicht dahin ändern, daß aus der Menschenrechtskommission ebenfalls eine Sonderorganisation mit weltweiten Verantwortlichkeiten im Rahmen des Möglichen den vorhin erwähnten ausgestaltet wird. Sie könnte zum moralischen Gewissen der Welt werden, und der Menschheit den durch den „Kalten Krieg“ zwischen echter und berechtigter Vaterlandsliebe und extremen National- und Rassenstolz diskreditierten Begriff des Menschenrechts wieder ins Bewußtsein bringen.

Lob der Frauen

Das Freie Deutsche Hochstift Frankfurter Goethemuseum hat zum 150. Todestage von Goethes Mutter, am 13. September 1958, eine Handschriftenausstellung veranstaltet, die mit Recht starke Beachtung gefunden hat. Frau Dr. *Helga Haberland* und Dr. *Wolfgang Pehnt* haben

diese sorgfältige Sammlung der ebenso interessanten wie charakteristischen Dokumente zusammengestellt. Ernst Beutler schrieb eine meisterhafte und sehr nachdenkliche Einleitung, ganz in der Art, wie man es seit so vielen Jahren von ihm gewöhnt ist. Es sind mehr denn 150 Briefe, alle von Frauen, die in irgendeiner Weise ganz nah oder entfernter zu Goethes Lebenskreis gehört haben. Das 18. Jahrhundert war das Jahrhundert der Frau, und nach wie vor bleibt es bewundernswert, welche Fülle nicht nur von schönen, sondern von bedeutenden Frauen der Welt damals geschenkt war, und alle konnten sie schreiben und hatten etwas zu sagen. In Erinnerung an den 100. Todestag (20. Januar 1958) von Bettina von Arnim sollen aus der Fülle der in Frankfurt ausgelegten Handschriften zwei Briefe Bettinas hier zum Abdruck kommen. Der erste Brief ist November 1809, nachdem sie die „Wahlverwandschaften“ gelesen hatte, geschrieben und an Achim von Arnim gerichtet: „Lieber Arnim, Gott will es so daß Ihr beide Euch das Maaß haltet in meiner Liebe, denn noch nie hast Du mir so fest ans Herz gesprochen, und nie ist Goethe in solcher Güthe über geströhmt als beide in Euren letzten Briefen; er sagt: ‚Ich war auch einmal so närrisch wie Du, aber (gewiß auch glücklicher und besser als jetzt)‘“. Der zweite Brief vom April 1806 ging an die unglückliche Karoline von Günderode und soll seinen Platz hier finden, nicht wegen der Absage an die Günderode, sondern wegen der begeisterten Hingabe an Goethes Mutter. „Ich habe mir stadt Deiner die Rätthin Goethe zur Freundin gewählt, es ist freylich was ganz anders, aber es liegt was im Hintergrund dabey was mich seelig macht, die Jugendgeschichte ihres Sohnes fließt wie kühlender Thau, von ihren mütterlichen Lippen, in mein brennend Herz, und hierdurch lern ich daß seine Jugend allein mich erfüllen sollte, eben deßwegen auch mache ich keine Anspruch mehr auf Dich.“

Sonnenberg im zweiten Jahrzehnt

Im Frühjahr 1949 trafen sich dänische und deutsche Lehrer im alten Schullandheim Sonnenberg auf den Höhen des Harzes. Daß die Dänen kamen, war aller Ehren wert. Sie hatten unter der deutschen Besatzung Schreckliches erlitten. Trugen Narben davon, die sie zu Feinden des Nachbarn im Süden gemacht hatten. Unverzeihliches war geschehen; aber sie kamen doch. Die Deutschen, die sie erwarteten, hatten nicht weniger auszuhalten gehabt. Sie waren Verfolgte des Hitlersystems, hatten seinen Versuchungen und seinen Untaten widerstanden; sie hatten das, was in ehrbaren Zeiten als weiße Weste bezeichnet worden wäre. Und so nahmen sie als Patrioten zu einer Zeit, als kein Hund ein Stück Brot von einem Deutschen genommen hätte, die Last auf sich, aus der Masse des verbrecherischen Bankerotts einen neuen Anfang zu setzen.

Auf beiden Seiten, auf der dänischen, wie der deutschen, stand also das große Trotzdem über der Begegnung. Es war ein gutes Omen. Und es ist in den zehn Jahren ein gutes Zeichen geblieben. Der ersten folgten

andere Zusammenkünfte. Der Kreis der Teilnehmer weitete sich über die Nationalitäten Europas, dann der freien Welt. Das alte Haus erwies sich als zu klein. Der niedersächsische Kultusminister Voigt machte den Anfang; Länderregierungen, der Bund, Lehrerverbände, Gewerkschaften folgten ihm und halfen finanziell. Ein zweckmäßig schönes Haus wurde gebaut, Mittel für in- und ausländische Referenten wurden aufgebracht. Mit einem Wort: Aus dem Stadium des improvisierten Neubeginns wuchs der Sonnenberg in den Rahmen eines hochangesehenen Instituts hinüber, das für die internationale Verständigung Vorbildliches leistet. Das geschah nicht ohne Wachstumsschmerzen. Ein Unternehmen wie dieses mußte in den Streit der gruppierten Interessen geraten; der alte Kreis der mutigen Initiatoren mißfiel so manchem, der im Zuge der Restauration sich wieder muckste. Und so gab es kurioserweise Schwierigkeiten mit der innerdeutschen Verständigung, als die internationale die schönsten Fortschritte machte. Dank der unermüdlichen und selbstlosen Arbeit von Schulrat Walther Schulze erreichten die Querellen aus den Niederungen unserer Politik die Höhen des Sonnenbergs nicht.

Dort weht ein freier Wind. Die Teilnehmer kommen nicht als Delegierte von Organisationen oder Staaten, sondern als Einzelne. Sie bezahlen für ihre Reise oft genug sauer verdientes Geld, und sie suchen Menschen, nicht Funktionäre. Ein wenig gleicht jeder von diesen Harzwanderern dem berühmtesten seiner Vorgänger, der garnicht weit von dem Platz, an dem das neue Sonnenberghaus steht, den Bergwerksgräben entlang schritt und das Gestein abklopfte auf seinen Gehalt. Wie Goethe als Geologe, so kommen die Sonnenberger quasi als Soziologen zusammen und klopfen die Fundamente unserer Gesellschaft ab, jeder für sich und alle zusammen. Indem sie sich über ihre Ergebnisse verständigen, sind sie auch schon Verbündete gegen das, was man die Sieben Todsünden unserer Zeit genannt hat: Konfession ohne Glauben, Politik ohne Grundsätze, Vergnügen ohne Gewissen, Wille ohne Geduld, Macht ohne Liebe, Geschäft ohne Moral und Wissenschaft ohne Humanität.

Autor wohin?

Es ist viel von der Krise des Theaters die Rede — eine Krise, die, wie führende deutsche Intendanten in Ost und West bestätigten, von Zeit zu Zeit immer wieder auftaucht, und gemeinhin schreibt man sie den mangelnden Stücken zu. Nicht etwa, daß wir zu wenig Leute haben, die für das Theater schreiben, aber wir beziehen fast unsere gesamte Nahrung aus dem Ausland. Unsere Autoren im eigenen Land bleiben uns die Antwort darauf schuldig, wie wir leben; sie bleiben die Auseinandersetzung mit dem Ziele schuldig.

Während der Feierlichkeiten anlässlich des 800jährigen Jubiläums der Stadt München veranstalteten die Münchner Kammerspiele eine Reihe, „Das Gespräch“, wo man u. a. den bekannten Kritiker Walter Kiaulehn zum Thema „Stilfragen des modernen Theaters“ hörte, d. h. hören sollte;

denn was er zum Thema zu sagen hatte, waren Reminiszenzen an die große Berliner Zeit. Aber auch drei „moderne“ Autoren wurden vorgestellt: Leopold Ahlsen („Philemon und Baukis“), Wolfgang Hildesheimer („Der Drachenthron“, „Pastorale“ und Prosa) und Herbert Asmodi („Pardon wird nicht gegeben“). Sie lasen aus neuen Stücken, sehr witzigen, wie sie überhaupt sehr witzige Köpfe zu sein scheinen. Allesamt, auf die Frage, ob sie irgendetwas in ihre Stücke hineinlegten, schienen sie alle drei entrüstet zu sein. Nein, eine Botschaft, ein Anliegen hätten ihre Stücke von vornherein nicht, das zeige sich erst später. Schade, von Ahlsen hätte man nach seinem Partisanenstück eine bessere Antwort erwartet. Die Dramaturgen (auch die Intendanten, etwa Barlog in Berlin) warten, wie sie sagen, auf ein neues Stück von ihm. Er las aus einem, aber es werde wohl nie fertig, meinte Ahlsen.

Ostdeutsche Intendanten (Maxim Vallentin, an dessen Vaters Bühne Max Reinhardt schon in „Nachtasyl“ spielte), konnte keinen westdeutschen Autoren nennen, den er spielen könne. Sind aber die Ostdeutschen besser? Einer las kürzlich im rührigen Münchner „Komma“-Club aus eigenen Werken (Heiner Müller, der zusammen mit Inge Müller den „Lohndrucker“ und die „Korrektur“ schrieb). Das, was er schreibt, kann man wohl kaum als Dichtung bezeichnen, es ist die Sprache, die er hörte, als er „den Leuten aufs Maul schaute“, Tendenzstücke aus Industriekombinaten, mit Problemen, die im Westen nicht interessieren. „Drüben“ spielt man die Autoren. Wie man sagt, geht das Publikum mit und findet Mißstände auf der Bühne wieder, die ihm täglich unter die Augen kommen. Im Grunde aber seien die Stücke optimistisch und lebensbejahend und spiegelten den Aufbau des „Arbeiter- und Bauernstaats“. Welcher Autor aber sieht im Westen der Zeit ins Gesicht? Honold (aber in „Geschwader Fledermaus“ war der Schauplatz Vietnam), Hey, Weymann, Altendorf (ist „Schleusen“ allein ein Stück um die Grenze oder nur ein „Reißer“?), Moers („Zur Zeit der Distelblüte“)?

Nehmen wir nur Hildesheimers neues Stück „Pastorale“: viele meinten, er sei an Brecht geschult, und er selbst meinte, Gepflogenheiten unserer Gesellschaftsordnung ad absurdum führen zu wollen. Muß das aber à la Ionesco geschehen? Wird auch der Stil schon importiert?

C. F. W. Behl zum Siebenzigsten

Der am 3. März 1889 im alten Berliner Zeitungsviertel als Sohn eines Fabrikanten geboren wurde, hat Jura studiert und sich zugleich als Schriftsteller entfaltet. Die Heimat der Familie ist Nürnberg gewesen. Der Vater hat eine Weile in Moskau, er selbst in London gelebt.

Mit diesen Stichworten ist ein deutscher Weltmann vom Ursprung her skizziert, der in allen Phasen seines reichen Lebens mehr geleistet hat, als die „Forderung des Tags“ ihm abverlangte. Der Jurist gehörte unter Stresemann dem Auswärtigen Amt an, das ihn als Vertreter Deutschlands in das deutsch-englische „Gemischte Schiedsgericht“ zunächst in

Berlin, später in London delegierte. Der spätere Leiter der Berliner „Prüfstelle für Schund- und Schmutzschriften“ und Theaterdezernent des Polizeipräsidenten hat manche törichte Entscheidung der kunstfremden Bürokratie auf elegante Art zu verhindern gewußt. Das paßte dem Kanzler Franz von Papen natürlich nicht, worob er Behl zur Wasserpolizei abschoß, bis Hitler schließlich den damals Sechsendvierzigjährigen „pensionierte“.

Als der Zweite Weltkrieg zu Ende war, holten die Amerikaner den nach Franken Verschlagenen in den Justizdienst zurück. Er war auf weitem Feld der einzige Richter, der nicht Nationalsozialist gewesen war. So wurde der Dr. juris Behl schließlich Landesgerichtspräsident in Schweinfurt und im Nebenamt Richter am Bayrischen Verfassungsgericht, bis er, fünfundsechzigjährig, Ende 1954 um die wirkliche Pensionierung bat.

Bewegter noch als die juristische ist die literarische Laufbahn Behls verlaufen. Sie hat im Zeichen Gerhart Hauptmanns gestanden, dem der Schüler 1904 den ersten Vortrag und der Alternde 1945 das wichtige Buch „Zwiesprache mit Gerhart Hauptmann“ gewidmet hat. Von 1913, da er den Dichter nach der Uraufführung des Jahrhundertfestspiels in Breslau kennenlernte, bis zu jenem denkwürdigen 3. Februar 1945, da er den Greis — „langsam und schwer in mich eingehängt“ (Behl) — durch den Park des Wiesensteins zum Auto brachte, das diesen direkt in die Katastrophe Dresdens fuhr, hat der Berliner C. F. W. Behl zu den vertrautesten produktiven Freunden des großen schlesischen Magiers gehört. Zehn Bücher, die Gerhart Hauptmann gewidmet sind, hat er geschrieben oder herausgegeben.

Als Leistung von historischem Rang darf die Gesamtausgabe letzter Hand in 17 Bänden angesehen werden, die Behl in Gemeinschaft mit Felix A. Voigt trotz vieler scheinbar unübersteigbarer Kriegshindernisse 1942 pünktlich zum 80. Geburtstag Hauptmanns herausgab. Die Schluß- und Fragmente-Ausgabe in rund 12 Bänden, seit damals geplant und den beiden vom Dichter ebenfalls anvertraut, konnte leider noch immer nicht verwirklicht werden.

Durch die unablässige Beschäftigung mit Hauptmann gewann Behl starke innere Beziehungen zur modernen Dichtung Schlesiens, die in Essays über Hermann Stehr, Max Herrmann-Neisse, Gerhart Pohl, Walter Meckauer, den Literaturhistoriker Werner Milch, den Industriemäcen Max Pinkus u. a. dokumentiert sind.

C. F. W. Behl ist auch als Lyriker, Essayist und Kritiker hervorgetreten. Die weiland bekannte Berliner Zeitschrift „Der Kritiker“ hat er von 1920 bis 1928 mitherausgegeben — justament während er für Stresemann im Gemischten Schiedsgericht der Engländer und Deutschen tätig war. Die dabei bis zur Vollkommenheit erworbenen Sprachkenntnisse hat Hitlers „Zwangspensionär“ als Übersetzer von C. S. Forester, Edith Sitwell, G. C. Peatie und andere verwertet.

Solcherlei Laufbahn als Jurist in hohen Ämtern, Dichter, Kritiker und Übersetzer von Rang und stetig fördernder Freund eines säkularen Genies haben Frankreich und England in ihren glücklichsten Stunden erlebt. In Deutschland hat sie einmaligen, doch darum — hoffentlich — beispielgebenden Charakter. Unser Volk bedarf wie kaum ein anderes des freien Geistes auch auf hohem Richterstuhl, des Beamten mit der Lyra des Poeten und der sauberen Feder des Literaten, die das Schlechte geißelt und das Gute selbstlos fördert, auch wenn es seiner „hohen Behörde“ zuweilen nicht gefallen sollte. Der siebenzigjährige Weltmann C. F. W. Behl hat bewiesen, daß es bei einiger Zivilcourage auch bei uns gelingt.

Otto Hahn achtzig

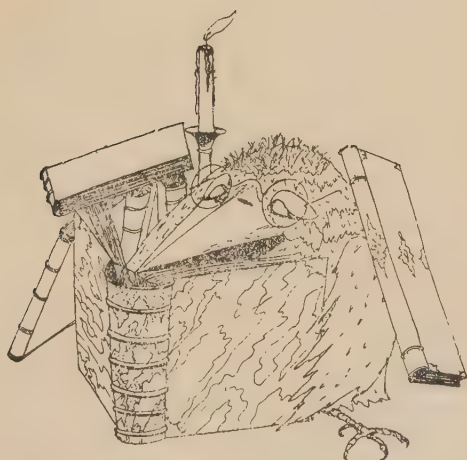
Vor ein paar Jahren überfiel im friedlichen Göttingen ein Bewaffneter einen älteren Herrn, der arglos seines Weges kam. Der Bedrohte rettete sich in sein Haus. Außer dem guten Hemd war nicht viel verletzt. Der Attentäter wurde gefangen und als geistesgestört festgesetzt. Der Überfallene aber schickte ihm anderen Tages manch guten Bissen ins Gefängnis.

Soweit die Erzählung, wie sie über das Attentat umgeht, das auf den Atomforscher, Nobelpreisträger, Inhaber der Max-Planck-Medaille, Ritter des Ordens Pour le mérite (Friedensklasse), Inhaber des Großen Bundesverdienstkreuzes mit Stern und Schulterband, der Faraday-Medaille, Ehrenbürger und Ehrendoktor rer. nat., phil., ing., Dr. Otto Hahn, Professor und Präsident der Max-Planck-Gesellschaft zu Göttingen umgeht. Stimmt sie nicht, so träfe sie doch des Pudels Kern. Außergewöhnliche Bescheidenheit und brüderliches Verständnis für seine Mitmenschen zeichnen diesen Mann aus, dessen glänzende wissenschaftliche Laufbahn verrät, daß er zu den wenigen gehört, deren Entdeckungen das Gesicht der Welt für immer verändert haben.

In Frankfurt 1879 geboren, promovierte Otto Hahn in Marburg/Lahn, ging 1904 nach London und ein Jahr später zu Rutherford nach Kanada. Der junge Gelehrte entdeckte eine Reihe radioaktiver Elemente, die in der Medizin wichtig wurden. Mit Lise Meitner und Otto v. Baeyer begründete er 1910 ein für die Atomforschung wichtiges Verfahren; acht Jahre später fanden Meitner und Hahn die Erklärung für die Zerfallserscheinungen der radioaktiven Elemente. Das Kaiser-Wilhelm-Institut für Chemie, dessen Leitung er 1926 übernahm, wurde in den folgenden Jahren bis zur Vertreibung von Lise Meitner und Fritz Strassmann durch die Nazi der Schauplatz epochaler Forschungen von Hahn, Meitner und Strassmann. Im Dezember 1938 gelang es zum ersten Mal, das Atom des Uran und des Thorium zu spalten. Ungeheure Energiequellen waren damit erschlossen. Welchen Gebrauch würde die Welt davon machen? An den Sieg der Vernunft zu glauben, war schwer im Winter 38/39. Der Diktator in der Wilhelmstraße, trunken von seinem Sieg bei dem

Münchener Abkommen, schrie, feierlich eingegangenen Versprechen zum Trotz, über alle Sender, daß er sich nicht mit dem Erreichten zufrieden geben werde.

Otto Hahn erweiterte seine Forschungen, zuerst in Dahlem, dann in Tailfingen/Württemberg; er bekam den Nobelpreis für Chemie 1944, ging nach Kriegsende nach England, um sich dann dem Aufbau der Max-Planck-Gesellschaft zu widmen. Immer wieder hat er in den letzten Jahren die Staatsmänner gemahnt, die Atomwaffen zu verbieten. Er hat keinen Zweifel darüber gelassen, daß die radioaktiven Strahlungen der Kobaltbombe jahrzehntelang Schaden anrichten. Und er hat wieder und wieder gemahnt, das Reich der Technik nicht aus dem Reich der sittlichen Vernunft auszuschließen. Gewaltige Fortschritte der Wissenschaft stellen auch außergewöhnliche Anforderungen an die Fähigkeit des Menschen, sie zu kontrollieren.



Abendländler

Begegnungen — Gipfelgespräche

Was sind Begegnungen? In meinem Konversationslexikon fand ich nur: Begegnungsgefecht, und als Erklärung: „Kampfform des Bewegungskrieges, die sich aus der Tiefe der Marschkolonne entwickelt.“ Zunächst wollte mir das nichts sagen, aber das mit der Tiefe der Marschkolonne saß denn doch fest. Wenn uns auf der Straße ein Bekannter in den Weg läuft, so ist das weniger ein Begegnen als ein Treffen. Aber dann geschieht es wohl, daß wir mit ihm zusammen sind, und wir spüren, daß sich da aus der Tiefe der Marschkolonne etwas entwickelt. Um das Bestimmende und Wichtige einer solchen Begegnung deutlich zu machen, nannte man früher derartige Zusammenkünfte Entrevuen. Man wußte schon im voraus, was die Zeitungen berichten würden. Kaum ist der Zug eingelaufen, entsteigt der Ankommende „leichtfüßig“ dem Salonwagen, der genau vor dem Erwartenden hält. Beide „eilen“ aufeinander zu, umarmen und küssen sich auf die Wangen, um dann in „lebhaftem“ oder auch nur „angeregtem“ Gespräch, umbraust von den Zurufen der Menge, im Gefährt zu entschwinden. Dieser grausame und trostlose Schematismus des Berichtes erregte die Heiterkeit von uns Gymnasiasten. Wir spielten das nach, und besonders einer von uns vermochte das leichtfüßige Entsteigen trotz umgeschnallten Säbels und umgehängten weißen Bartes ballettmäßig sauber und zu unserem lebhaften Beifall prächtig darzustellen. Wir dummen Jungen spotteten unserer selber, aber konnten freilich nicht wissen, wieso, denn meistens entschied sich das Geschick vieler Millionen bei den angeregten Gesprächen solcher Entrevuen.

Selten gab es wohl einen leichtfüßigeren Herrn als Eduard VII. von England. Die Witzblätter in den 90er Jahren spotteten leichtfertig über den arbeiter elegantiarum Europas, der schon als ältelnder Herr noch immer sich über sein Kronprinzendasein mit wenig ernsthaften Unterhaltungen tröstete. Er galt als eine komische Figur. Nun gab es ein Theaterstück von dem größten Engländer, in dem ein Prinz von Wales sich mit John Falstaff und seinen Genossen im „Wilden Schweinskopf“ herumtrieb, dem niemand zugetraut hätte, daß er dereinst Frankreich niederschmettern würde. Soll man schon mit dem Urteil über beliebige Menschen achtsam sein, so ist solche Vorsicht im politischen Leben doppelt geboten. Wir durften erleben, wie sehr Prinz Eduard als König überraschte. Wohl behielt er die Form lässiger Eleganz bei, allein darunter brodelte starke Leidenschaft und ein zäher Wille. Der viel belachte Dandy erwies sich als ein politischer Kopf ersten Ranges. Er gab

sich auch keine große Mühe, seine Einkreisungspolitik zu verstecken. Er war seiner Sache zu sicher. In Marienbad vollendete sich das Werk des Königs in dem Augenblick, als der „Tiger“ Clemenceau sich bei ihm melden ließ.

Und war die Begegnung des Königs von England mit dem Kaiser Franz Joseph in Ischl vielleicht nur ein Täuschungsmanöver, eine Herausforderung der europäischen Diplomatie? Wie liebenswürdig der Gentleman sein wollte, zeigt, daß er als Chef seines österreichischen Regiments in Uniform erschien statt im meisterhaften Anzug der großen europäischen Schneiderateliers. Franz Joseph trat gleichfalls als österreichischer Soldat auf. Dafür aber setzte sich der Alte zum ersten und einzigen Mal in ein Automobil. Es sollen die Rosenkränze der Erzherzoginnen heftig geklirrt haben, und sogar Messen sollen gelesen worden sein, damit der alte Herr bei diesem gefährlichen Abenteuer nicht zu Schaden kommen möge.

Und dann Sedan: vor einem gelblichen einstöckigen Häuschen stand Bismarck mit seinem Vetter Böhlen und zwei Husaren. Ihm gegenüber sechs französische Generäle. Nach einer Weile trat hinter dem Haus ein kleiner Mann hervor, der eine Zigarette rauchte, und dem die Mütze etwas schief nach rechts sitzt; so spaziert er auf dem Rain eines Kartoffelackers. Napoleon. Wenn der riesige Bismarck mit dem Kaiser spricht, muß er sich ein wenig herabbeugen. Bei der ersten Begegnung hatte der Kürassier reglementswidrig gehandelt, er hatte, weil die französischen Herren ihre Käppis grüßend abnahmen, auch seine Mütze gezogen. „Bedecken Sie sich doch“, hatte Napoleon ihn gemahnt. Die folgende Unterredung hatte im ersten Stock stattgefunden, in einem wenig sauberen Zimmer hatte der Kaiser dem warnenden Bismarck n'importe, tut nichts, gesagt. Sie saßen auf Binsenstühlen, die sich jetzt wohl in Schönhausen befinden.

Auch in Leipzig war einst eine Begegnung, ein „heiliger Augenblick“, auf der winzigen Bodenerhebung, die den stolzen Namen Hügel nur deshalb trägt, weil am 18. Oktober 1817 die Monarchen Preußens, Österreichs und Rußlands des Fürsten Schwarzenberg harreten, der einen großen Sieg zu melden hatte. Entscheidend war er trotz allem nicht. Der Kaiser war im letzten Augenblick aus der Stadt, bevor die Brücke in die Luft flog. Es war die österreichische Armee, die nicht rechtzeitig die Mausefalle zugeklappt hatte.

Eine wichtige Begegnung ist auf einem Bild festgehalten, auf dem der Kaiser Napoleon die Königin Luise an der Hand hält, um sie zu der unseligen und entwürdigenden Szene zu führen, in der die verzweifelte Frau eine Rose als Austausch gegen die Festung Magdeburg zu grausamem Hohne Napoleons anbieten sollte. In Napoleon mischten sich der Königin Luise gegenüber die wunderlichsten Elemente. Er haßte sie, und das will unendlich viel besagen, er hegte selten dieses Minderwertigkeitsgefühl und pflegte meist die Menschen solcher Aufwallung nicht für

wert zu halten. Andererseits spricht er gern von ihr, wie ein Mann von hübschen Frauen eben spricht. Umso seltsamer die Behandlung, die er ihr in Tilsit angedeihen ließ. Wer sieht gern schöne Frauen in Tränen? Seit wann hatte Napoleon Zeit, sich mit unfruchtbaren Klagen abzugeben? Denn daß er nicht einen Millimeter preußischen Landes herausgeben würde, war von vornherein jedem Einsichtigen klar. So weht ein Dunkel über den Tilsiter Tagen.

In Erfurt, der Residenz des Kaiserlich-Mainzischen Statthalters, in einem Saal saß am 2. Oktober 1808 an einem Tische Napoleon und frühstückte. Herein tritt ein hoher Mann auf etwas zu kurzen Beinen mit ungeheuren Augen, des großherzoglich-sächsischen Staatsministers Geheimrat von Goethe Exzellenz. Der Kaiser sieht sich den Mann an, dann sagt er: „Vous êtes un homme.“ Der andere verbeugt sich und denkt sich gewiß dasselbe. Die Weltuhr steht still. Die beiden Größten der beiden Völker, zwischen denen das Geschick Europas seit Jahrhunderten schwankt. Das Gespräch ist anfangs verlegen. Sie wissen beide nicht, was sie sagen sollen. Es schaudert sie wohl vor einander, sie ahnen vielleicht, daß Jahrtausende vergangen sind, ohne daß auf so winzigem Raum sich zwei solche Geister begegnen, und daß wieder Jahrtausende vergehen werden. Man drückt sich mit Verlegenheitsunterhaltungen über Literatur herum — und was wäre gleichgültiger als Literatur im Jahre 1808. Aber dann nach öfterem Hin und Her geht plötzlich Napoleon auf den Besuch los und fragt mit gemäßigter Stimme nach den intimsten Dingen, ob Goethe verheiratet sei, ob er Kinder habe. Mitten in dem diplomatischen und kriegesischen Gewimmel stehen zwei Herrscher über unermeßliche Reiche und sprechen brüderlich von den kleinen großen Dingen des alltäglichen Alltags. Des Menschen Stimme wird laut, aber kaum erklingt sie, da ist sie vorbei. Dem fragenden Blick Goethes, ob die Audienz beendet sei, nickt der unbekannte Kammerherr sein Ja.

Das wäre so ungefähr, was wir wünschen. Denn von den andern „Gipfelgesprächen“ haben wir genug. Wir haben sie so oder so erlebt. Solche Begegnung aber wäre noch einige Jahrzehnte lebenswert. Nur daß die Unterhaltung über die Kinder einmal länger dauerte und noch herzlicher wäre. Aber leider haben wir keinen Goethe, noch ist drüben ein Napoleon. Und hat es Jahrtausende gedauert, ehe zwei so Mächtige sich begegnen durften, so wird es wieder Jahrtausende dauern, ehe denn solche höchste und feierlichste Begegnung sich aus der Tiefe der Marschkolonne heraus entwickeln kann.

Indien in der Krise der Demokratie

Die Krise, die von Paris bis Bangkok parlamentarische Demokratien in Generalsdiktaturen verwandelt hat, ließ Indien aus. Pakistan und Burma fielen ihr zum Opfer, die Union der 400 Millionen, die vierzehn verschiedene Amtssprachen hat, blieb bisher in ihrer demokratischen Form erhalten. Das erstaunt umsomehr, als die Krise offenbar eine Krise im Gefolge der Entkolonialisierung ist und Indien das größte und komplizierteste Staatswesen unter den neuen Ländern. Auf den ersten Blick hätte die Ausdehnung dieser Staatenunion, die ja in Wahrheit einen Subkontinent umfaßt, mit allen ihren ethnologischen, religiösen und soziologischen Widersprüchen das Gegenteil erwarten lassen. Wurde Frankreich dank seiner Starrheit als Kolonialmacht in den Konflikt hineingezogen, hätte man wohl vermuten können, daß Indien als komplizierteste der neuen Staatsgründungen in den Sog gerissen würde. Ein Land, in dem alles in Bewegung gerät, das gewaltigste demokratische Experiment seit der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung.

Die Ursachen der unerwarteten Stabilität sehen westliche Beobachter zumeist in zwei Faktoren: Erstens in der königlichen Autorität des Ministerpräsidenten Nehru und seiner Partei, zweitens in der festgefügtten Verwaltungselite, die das unabhängige Indien aus der britischen Epoche übernommen hat, dem Indian Civil Service. Die Kombination dieser Elemente erwies sich als stark genug, um das parlamentarische System über die Union zu verbreiten. Die Beseitigung der Fürsten, die Bildung neuer Staaten, die Ansätze zu wirtschaftlichem und sozialem Neubau wurden auf diese Weise gestützt. Pathos und Macht der siegreichen Unabhängigkeitsbewegung konnten sich auf die praktische Erfahrung der alten Beamtenschaft verlassen. Dadurch hatte die indische Führung eine Gruppe zur Hand, die so stark war wie das Militär in den anderen Staaten; aber für friedliche Zwecke weitaus brauchbarer. Der Hiatus zwischen der in sich gefestigten Militärmacht und der zivilen Demokratie blieb zwar auch hier nicht aus, war aber durch das Funktionieren des Verwaltungsapparates leichter zu bewältigen als anderswo. Das benachbarte Pakistan hatte zwar denselben inneren Dienst „geerbt“ und an seiner Spitze stand mit Iskander Mirza ein hervorragender Verwaltungsmann und Offizier, doch fehlte ihm die Parteimacht und persönliche politische Autorität, mit der Nehru die Union zusammenhält. Als dort angesichts wachsender innerer Schwierigkeiten das Militär unruhig wurde, gelang es dem Ministerpräsidenten, die Bewegung aufzufangen, indem er den ebenfalls recht unruhigen Intellektuellen Krischna Menon an die Spitze des Verteidigungswesens stellte.

Dies war ein Kunstgriff, würdig eines großen Staatsmannes. Daß er nötig war, zeigt allerdings auch, wie wenig Indien vor den Elementen gefeit ist, die in den neuen Staaten die Demokratie nach kurzer Zeit hinwegfegten. Peter Grubbe hat im letzten Heft dieser Zeitschrift die These aufgestellt, die Generäle seien an die Macht gekommen, um Ordnung zu schaffen. Die Parlamentarier seien keine gewesen, mehr Geschäftemacher, und die Korruption habe überall unvorstellbare Ausmaße angenommen. Auch wenn man die Ordnungsliebe der Generäle aus Nächstenliebe zunächst nicht weiter untersuchen sollte, wird man finden, daß die Mißwirtschaft der Demokraten gewaltig war. In den neuen Ländern herrschte tatsächlich die Form ohne Inhalt. Die Interessen, deren Ausgleich die Demokratie repräsentieren sollte, waren in sich gespalten, zu einem geregelten Kompromiß weder untereinander noch im Ganzen fähig. Das führte zu dem vordergründigen Spiel mit Parlamentssitzen und Parteien und zu dem hintergründigen mit Bankkonten und, sagen wir auf gut Deutsch: „Leihwagen“. In allen Ländern jeuten Militärs kräftig mit. — Es kann, wie man ja auch aus Bonn vernimmt, keine Rede davon sein, daß sie im Prinzip weniger bestechlich seien als Zivilisten. Von dem Ärger, den die alten deutschen Könige mit manchen ihrer Generäle hatten, ganz zu schweigen. — Wenn sie dennoch als Retter auftraten konnten, so deshalb, weil sie als Angehörige einer geschlossenen Hierarchie es nicht nötig hatten, an den lauten und ruinösen Szenen im Vordergrund der Bühne teilzunehmen. Sie konnten, innerhalb ihrer exklusiven Gruppe befriedigt, als Anwälte der nationalen Sache aus den Kulissen treten und sich die Symbole nachtragen lassen, die im Streit der Berufspolitiker schon arg gelitten hatten. Was gibt es Höheres für einen wackeren General als einen General?

Die Übereinstimmung, mit der das in den fraglichen Ländern geschah, weist auf einige Gemeinsamkeiten hin, die der Demokratie in den neuen Staaten das Leben schwer machen. Die antikolonialen Bewegungen sind erklärtermaßen darauf aus, für ihre Völker bessere Lebensbedingungen zu schaffen. Sie fechten ihren harten Kampf, damit sie über neue Staatlichkeit in den Kreis der konkurrierenden Nationen aufgenommen werden. Sie wollen Karriere machen, wie man sagen würde, handelte es sich nicht um Nationen, sondern um Einzelne. Dieser Trieb einigt, solange die Unabhängigkeit nicht erreicht ist, er zerfällt in seine „natürlichen“ Einzelbestandteile, in Gruppen, Klüngel, Einzelne, sobald das erste große Ziel bewältigt wurde. Nun geht's an die Verteilung der Beute. Weder dafür, noch für rigorose Karrieristen will sich das parlamentarische System so recht eignen. Es fordert lange Jahre pfleglicher Selbstbescheidung, ehe es solchem Ansturm zu widerstehen vermag, und auch dann ist es ihm nur gewachsen, wenn eine gewisse Anzahl nicht direkt politischer Hierarchien einen Teil des Ehrgeizes auf sich zieht. In der Regel besitzen aber die neuen Staaten weder eine Wirtschaftsorganisa-

tion, noch eine Verwaltung, noch sonstige öffentliche und private Anstalten genug, die imstande wären, die Politik im engeren Sinne zu entlasten.

Indien steht, wie wir gesehen haben, in dieser Hinsicht glücklicher da als seine Nachbarn in Ost und West. Dennoch hat es solche Schwierigkeiten. Die alte Garde der Kongreßpartei hat in den zwölf Jahren, da sie die Union praktisch in Einparteienform regiert, der Korruption nicht widerstehen können. Die Vorzüge der Stabilität haben kleine Schönheitsfehler. Umgekehrt, so klagte kürzlich der mit der Unabhängigkeitsbewegung eng verbundene „Radical Humanist“, bewaise die Jugend, die sich über die stagnierende Vielämterei der Alten erregt, wenig Sinn für das Ganze. Sie wolle Karriere machen, viel Geld verdienen und die Gewinne eines sozialen Fortschrittes einstreichen, der noch kaum begonnen hat. Es wird an beidem etwas Wahres sein. Die Kritik der Jungen verrät nicht nur persönlichen Eifer, sondern auch einen wachen Blick. Wie man sich überhaupt hüten sollte, zum Beispiel die Rücktritte des Finanzministers und verschiedener Staatsminister nur negativ zu beurteilen. Wohl zeigen sie, daß hohe Funktionäre in Korruptionsfälle verwickelt waren, sie beweisen aber auch, daß demokratische Konsequenzen gezogen wurden, was nicht überall so ist, am wenigsten natürlich in Diktaturen. Andererseits kann man die jungen Intellektuellen, die, während ihr Land nichts dringender als — schlechtbezahlte! — Lehrer braucht, sich in großspuriger Opposition als Arbeitslose gefallen, gewiß keine Augenweide für die Verantwortungsbewußten nennen. Am Erziehungssystem selbst — das übrigens in der Frauenbildung Erstaunliches leistet — sei etwas falsch, meinte Pandit Nehru; während zur Zeit 10 000 Ingenieure und Techniker fehlen, produzieren die Hochschulen unentwegt ambitiose Geisteswissenschaftler. Hier muß Wandel geschaffen werden, und zweifellos wird der Staat, der jetzt die Geburtenregelung im großen Stil in den Kampf gegen die Naturgewalten einbezogen hat, auch hier Mittel finden, um der Vernunft den Weg zu bahnen und die Selbstkontrolle des Individuums zu fördern.

Immerhin lehrt die Tatsache, daß die Fronten heute so stehen, *wie* schwer es Nehrus Demokratie wird, die in sie gesetzten Erwartungen auf sozialen und politischen Fortschritt zu erfüllen. Im Grunde schließen ja persönlicher Wohlstand und ein blühendes Gemeinwesen einander nicht aus, und Demokratie will beides. Der Konflikt der Generationen überdeckt das viel schwierigere Problem, wie gleichzeitig der Staat zu sichern und das soziale Niveau zu heben sei. Eines bedingt das andere, wie jeder weiß, doch gelingt es selten, eines zu tun, ohne das andere zu vernachlässigen. Die Diktaturherde in aller Welt beweisen drastisch, daß bei dem Versuch, die beiden Gewichte hochzuschaukeln, leicht beide herunterfallen können und mühsam erkämpfte Menschenwürde zerbrechen.

Für das deutlichste Exempel der Gefahr wird gewöhnlich die kommunistische Regierung im indischen Bundesstaat Kerala gehalten. Einem maßvollen und ruhigen Bericht im „Indian Affairs Record“ vom Oktober letzten Jahres entnehmen wir, daß dieser einmalige Fall einer kommunistischen Regierung, die frei gewählt und auf die Verfassung eines demokratischen Staates vereidigt wurde, als Test für ganz Indien gewertet wird. Was ist geschehen?

Dies: Aus den Wahlen zum Länderparlament des kleinsten indischen Bundeslandes ging die KP mit ihren Sympathanten als die stärkste Partei hervor. Sie gewann eine stabile Mehrheit von zwei Sitzen über die anderen Bewerber (64:62). Kommunistische Minister zogen in die Amtsvillen ihrer Vorgänger, wo sie mindestens bis zur nächsten Wahl, 1962, zu verbleiben gedenken. Damit war zum ersten Mal die Kongreß-Partei, von der sich 1937 die KP abgespalten hat, aus der Regierung verdrängt, und verständlicherweise sorgt man sich nicht nur in Indien, daß Kerala Schule machen könne und die KP eines Tages das Erbe Gandhis und Nehrus antreten werde. Die Kommunisten machen sich besonders für Orissa, Bombay und das industrielle Zentrum Westbengalen Hoffnungen, die durch den niedrigen Lebensstandard der großen Massen genährt und durch die böse Unrast stürmischer, unerfahrener Studenten geschürt werden. Diese Kinder kriegen allzuviel Literatur Moskauer Herkunft zu lesen und zeigen sich von den wirtschaftlichen Erfolgen in Maos Ameisenstaat beeindruckt. Rund vier Millionen Bücher sollen jährlich aus der Sowjetunion kommen. Sie werden zu Schleuderpreisen verkauft und werfen auch dann noch genug ab, um die Finanzkraft der indischen Partei, die gegen 250 000 höchst aktive Mitglieder haben soll, zu stärken.

Die KP von Kerala, die ungefähr ein Fünftel aller Mitglieder stellt, verdankt ihren Erfolg jedoch nicht bloß jungen Schwärmern und auch nicht ausschließlich dem Landproletariat, zu dessen Anwalt sie sich seit Jahrzehnten macht. Zwar hat das Land mit 46 % die geringste Verhältniszahl von Analphabeten unter den indischen Staaten und liegt mit 50,37 % Männern und 31,65 % Frauen, die lesen und schreiben können, weit über dem Unionsdurchschnitt von 24,8 und 7,87, zwar sind die Feudalplantagen mit ihren niedrigen Durchschnittslöhnen (ca. DM 10,— im Monat) und der chronischen Arbeitslosigkeit von 40 % der männlichen Bevölkerung Faktoren des kommunistischen Sieges; aber sie reichen nicht aus, das Phänomen zu erklären. Die Rivalitäten der Konfessionen in ihren wirtschaftlichen und politischen Verflechtungen wirkten sich höchst ungünstig aus: Drei verschiedene hinduistische Hauptgruppen (8 Millionen), drei Millionen Christen, 2,8 Millionen Muselmanen, die in der Moslemliga sogar ihre eigene Partei haben, und Hunderttausende von Brahmanen, Parsen und Juden bildeten in ihrer Uneinigkeit die Treppen, auf denen die KP nach oben kam.

Nun, da sich manche Gegner in der Opposition finden, zwingt allerdings gerade diese Heterogenität die kommunistische Regierung zur

Vorsicht. Die Kerala-Genossen müssen unter dem Druck der verfassungsmäßigen Sicherungen behutsam verfahren und ihre Kaderpartei möglichst als Volkspartei erscheinen lassen. So haben sie gelegentlich Schwierigkeiten mit ihrer revolutionär gestimmten Zentrale, zumal es ihnen nicht gelang, die Hauptprobleme, Unterernährung und Arbeitslosigkeit, zu lösen. Stattdessen haben sie den Verwaltungsapparat finanziell besser gestellt, ein neues Erziehungsgesetz eingebracht und ohne wesentlichen Erfolg ein Reformgesetz für die Landwirtschaft erlassen. A. Metha, einer der sozialistischen Gegner der Kommunisten bestätigte ihnen außerdem, sie hätten für Unbestechlichkeit und Tüchtigkeit neue Maßstäbe gesetzt indem sie die alten — unterboten.

Die Verfassung sowohl des Landes wie der Union haben die neuen Machthaber im Großen und Ganzen bestehen lassen. Von Achtung vor der Konstitution zu sprechen, wäre zu viel, da sich die Klagen über schleichenden Terror mehren. Diese Nachrichten haben wohl auch verhindert, daß die Investitionen privaten Kapitals, die der kommunistische Ministerpräsident eingeladen hatte, nicht die erwünschte Höhe erreichten. Eine Zusammenarbeit mit den Kapitalisten schien der Regierung von Kerala geraten, um die Bedingungen für die bürgerlich-demokratische Revolution zu schaffen, die nach leninistischem Schema der proletarischen vorausgehen muß; darauf zielt auch das neue Schulgesetz ab.

Während also äußerlich Ruhe herrscht, mehren sich doch die Stimmen, die von der Zentralregierung verlangen, sie solle die bisherige Koexistenzpolitik aufgeben und bei dem nächsten Vorstoß gegen die Verfassung die Notstandsregierung des Präsidenten der Union (Presidents rule) verkünden. In New Delhi hütet man sich wohlweislich, die Sache durch zu hastige Entschlüsse zu verderben. Es handelt sich in Kerala immerhin um ein frei gewähltes Regime, und man befürchtet wahrscheinlich nicht zu Unrecht, daß eine Intervention die Bevölkerung des Bundeslandes gegen die Zentrale aufbringen könne. Was soll geschehen, wenn sie nach der Intervention, die laut Verfassung nur sechs Monate dauern darf, wieder kommunistisch wählt? Soll man nicht lieber Kerala mit größter Wachsamkeit beobachten, und zwar mit staatlichen *und* privaten Mitteln?

So sieht zunächst die Linie Nehrus aus. Es steckt viel Weisheit in ihr, allerdings auch das Risiko, daß es eines Tages zu spät sein könnte, überhaupt noch etwas zu unternehmen. Es gibt im Effekt für die Kommunisten nur bedingungslosen Sieg oder Unterwerfung. Kerala wäre das erste kommunistische System, das sich abwählen ließe — man darf also erwarten, daß sich die Dinge dort gegen Ende der Amtsperiode zuspitzen. Was dann geschehen kann und muß, hängt nicht nur von Nehru es hängt von Indiens Weltstellung ab, ein wenig auch davon, daß wir Indien *politisch* verstehen lernen und es aus der Verkitschung befreien, in die es durch süßliche Gandhi-Biographen und die deutsche Anfälligkeit für den Persönlichkeitskult geraten ist. Nehru hat keinen Hehl

daraus gemacht, daß er die Weltsituation machtpolitisch, nicht in erster Linie ideologisch betrachtet. Die Pancha Shila, die fünf Prinzipien der indischen Außenpolitik, würden dem Fürsten Metternich nicht so umstürzend vorgekommen sein, wie sie heute manchem Europamüden erscheinen mögen: Respekt vor der Souveränität und territorialen Unversehrtheit, Bannung des Angriffskrieges, Nichteinmischung in die inneren Angelegenheiten anderer, Wahrung des gegenseitigen Vorteils und der Gleichberechtigung, schließlich friedliches Zusammenleben. Keine Spur von großartiger Verheißung. Die Ablehnung von Gewalt liegt im Interesse der indischen Emanzipation und darf eher traditionell indisch als revolutionär genannt werden. Wenn der Ministerpräsident sagt, der Besitz einer großen Armee oder von Atombomben mache kein Land weiser, meint er genau dies, und es besteht wenig Anlaß, daraus zu folgern, daß er rate, seine Position durch Entwaffnung zu verschlechtern. Insofern nistet viel Mißverständnis an den Rändern seiner weltweiten Autorität. Umgekehrt ließ seine linkssozialistische Ideologie, die im Kommunismus die gute Theorie und die mangelhafte Wirklichkeit unterscheidet, an Härte gegen die innenpolitischen Rivalen nie zu wünschen übrig. So war auch die „Abwendung“ des Neutralisten vom Kommunismus im Jahre 1958 nicht ganz so sensationell, wie sie im Westen gewirkt hat. Dennoch bleibt sie ein weltpolitisches Ereignis ersten Ranges.

Viele Beobachter stimmen darin überein, daß nichts der indischen KP so geschadet habe, wie eine beiläufige Bemerkung Nehrus, ihr Denkapparat liege außerhalb Indiens. Wenige Monate nach diesem Ausspruch wurde eine Rede des Ministerpräsidenten veröffentlicht, in der er seinen „basic approach“, den grundlegenden Zugang zu den drückenden Problemen dargelegt hatte. Nehru sprach, wie ein Staatsmann spricht, für Generationen, nicht für die nächste Wahl. In dreißig Abschnitten analysierte er die Lage seines Landes historisch und aktuell. Neben die bekannten Vorwürfe an die Adresse der westlichen Staaten traten nun aber auch scharf distanzierende Bemerkungen über den Kommunismus. Gewiß fülle er für viele Menschen eine Lücke religiösen Empfindens, aber trotz seiner augenscheinlichen Erfolge versage er, teils aufgrund seiner Gewalttätigkeit, hauptsächlich jedoch weil er gewisse essentielle Bedürfnisse der menschlichen Natur verleugne. Zwar betone der Kommunismus mit Recht die Widersprüche im kapitalistischen Lager; aber man habe die wachsenden Widersprüche innerhalb des Kommunismus vor Augen: Die Unterdrückung der individuellen Freiheit zeitige kraftvolle Gegenkräfte. Die Vernachlässigung der moralischen und geistigen Seite des Lebens durch die Kommunisten, ihre Verbindung mit der Gewalt ermutige gewisse üble Tendenzen im Menschen. Die Sowjetunion habe wahrscheinlich den besten Gesundheitsdienst und das beste Erziehungssystem der Welt, es herrsche aber Unfreiheit, die Mittel hätten die Ziele zerstört, und man habe den mächtigen Einfluß falscher Mittel und Methoden vor Augen.

Kommunismus und Gewaltmethoden setzt Nehru wiederholt und noch an anderer Stelle gleich, so die gandhische Erbschaft gegen die KP ins Feld führend. Als Ideal für Indien erscheint, was Nehru anderswo „das hart arbeitende, gebildete Individuum“ genannt hat. Zweifellos zielt diese Gegenüberstellung auf die Intellektuellen der Entwicklungsländer schlechthin, die Gefahr laufen, in der totalitären Organisation den einfacheren Weg zum Glück zu sehen. Gerade in Indien, dessen Dorfentwicklungsplan trotz bewundernswerter Anstrengung die Trägheit der Massen nicht besiegt hat, mußte die Nachricht von Maos Kommunenprojekt Zweifel an der persönlichen Verantwortlichkeit und dem parlamentarischen Verfahren stärken. Nehru sieht indessen sehr wohl, daß ohne diese Elemente weder soziale Demokratie, noch Zivilisation im höheren Sinne möglich ist. Das Unzivile ist ihm ein Graus, darin denkt er westlicher als so mancher deutsche Professor.

Außenpolitisch fiel die harte Kritik am kommunistischen System in die Zeit des Appells an die Westmächte, zum Gelingen des zweiten Fünfjahresplanes mehr beizutragen und den dritten (1961-1966) als eine gemeinsame Entwicklungsaufgabe zu betrachten. In der Tat gelang es durch Herabsetzung der Planziele und zusätzliche Hilfe, auch aus der Bundesrepublik, das Defizit des zweiten Planes annähernd zu decken. Nach indischen Schätzungen wären für den dritten Plan jährlich 300 Millionen £ Auslandshilfe erforderlich, um ihn zum Ziel zu bringen. Woher diese ungeheure Summe kommen soll, wird sich bald herausstellen müssen. Wie dabei auch entschieden wird, so darf man vermuten, daß eine gemeinsam finanzierte indische Demokratie nicht von der Welt abgeschlossen sein kann. Anleihen müssen zurückbezahlt, der Export muß gesteigert werden. Für mindestens zehn Jahre rechnen britische Experten mit indischen Rückzahlungsverpflichtungen und Zinsen von jährlich 80 Millionen £, die wahrscheinlich nur mit neuen Anleihen beglichen werden können. Das alles bedeutet, daß Indien uns in jeder Hinsicht intensiver beschäftigen muß als bisher. Der Kampf um seine Demokratie ist auch unserer. Seine riesigen Ausmaße erinnern an die Notwendigkeit, das Maß wieder zu finden, an dem der Mensch gemessen wird.

Amerikas Kriege und ihre Ursachen in der Sicht der Historiker

Obwohl die Vereinigten Staaten den europäischen Angelegenheiten lange fernblieben, ist ihre Geschichte nicht sonderlich friedlich verlaufen. Seitdem die Vereinigten Staaten im Jahre 1776 ihre Unabhängigkeit von Großbritannien erklärten, wurden sie in sieben größere Kriege verwickelt sowie in kleinere Konflikte wie die Indianerkriege, einen Krieg ohne Kriegserklärung mit Frankreich im Jahre 1798 und vor kurzem die „Polizeiaktion“ in Korea. Alle größeren Kriege Amerikas bis auf zwei wurden überdies gegen europäische Mächte geführt: zwei gegen England, zwei gegen Deutschland und seine Verbündeten und einer gegen Spanien. Sogar in dem verhältnismäßig friedlichen 19. Jahrhundert wurden die Vereinigten Staaten in drei Kriege mit fremden Mächten (in den Krieg von 1812, den Krieg mit Mexiko und den Spanisch-Amerikanischen Krieg) und in einen blutigen Bürgerkrieg verwickelt. Interessant ist auch die Feststellung, daß die Vereinigten Staaten in dreien ihrer Kriege (der Amerikanischen Revolution, dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg) von europäischen Verbündeten unterstützt wurden, während sie in den übrigen Fällen ihre Kriege ohne fremde Hilfe führten. Allerdings hatten die Vereinigten Staaten und Frankreich im Kriege von 1812 einen gemeinsamen Gegner: England, doch weder machte man den Versuch, ein Bündnis mit Napoleon zu schließen, noch kam es zu irgendwelcher militärischer Zusammenarbeit.

Als einzige der Nationen der Neuzeit waren die Vereinigten Staaten in allen ihren Kriegen mit fremden Mächten erfolgreich, und selbst in dem Bürgerkriege trug die Unionsregierung den Sieg davon. Jeder dieser Kriege übte einen tiefen Einfluß auf die Entwicklung Amerikas aus. Die Amerikanische Revolution machte die Vereinigten Staaten von Großbritannien unabhängig und leitete eine Zeit territorialer Ausdehnung und inneren Wachstums ein. Durch den Krieg von 1812 erwarben die Vereinigten Staaten die Achtung Großbritanniens und Europas; er bedeutete den Beginn einer Periode starken Nationalgefühls im Lande selbst.

Der Krieg gegen Mexiko (1846-48) brachte den Vereinigten Staaten Kalifornien und den Südwesten sowie die endgültige Anerkennung der Einverleibung von Texas ein. Der große Bürgerkrieg (1861-65) machte der durch das System der Sklaverei verursachten Aufgliederung der Union in verschiedenartige Gebiete ein Ende, gab dem Nationalgefühl neuen Auftrieb und bedeutete die Umstellung von einer Kultur, die sich

auf die Landwirtschaft gründete, auf eine Kultur, die sich vornehmlich auf die Industrie gründete. Am Ende des Jahrhunderts bestätigte der Krieg gegen Spanien, der mit dem Höhepunkt eines glühenden Nationalgefühls im Inlande und einer Ausweitung der Grenzen zusammenfiel, die Vereinigten Staaten als Großmacht und machte die junge Nation zu einem Faktor in dem politischen Gleichgewicht der Welt. Der erste Weltkrieg bewies erneut die wirtschaftlichen und militärischen Möglichkeiten Amerikas, während er in der Innenpolitik die Trennungslinie zwischen einer langen Periode innerer Reformen und einer neuen Periode des politischen Konservatismus bildete. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß die Vereinigten Staaten am Ende des Zweiten Weltkrieges die stärkste Industrie- und Militärmacht der Welt waren. Ihre ungeheure Überlegenheit an industrieller Macht, mit der sich in weitem Abstand nur noch die Sowjetunion messen kann, hat diese beiden Mächte seit 1945 zu den Hauptanwärtern im Kampfe um die Führung in der Welt gemacht.

Aber was waren die Ursachen aller dieser Kriege? Warum haben es die Vereinigten Staaten trotz ihrer geographischen Isolierung und ihrer isolationsistischen Politik für nötig befunden, siebenmal im Verlaufe ihrer Geschichte zu kämpfen? Warum mußten die Amerikaner, die sich dessen rühmten, daß sie jenseits der Meere eine Neue Welt des Friedens und des Wohlstandes aufbauten, sich gerade *den* Waffen und *der* Machtpolitik zuwenden, die sie an der Alten Welt angeblich immer verachteten? Der Zweck dieser Abhandlung ist es, das Urteil der Historiker über diese Fragen aufzuzeichnen und zu zeigen, wie selbst die Historiker unter dem Druck der Ideen und Gegebenheiten ihres eigenen Zeitalters ihre Ansichten über die Vergangenheit Amerikas abgeändert haben.

Die Amerikanische Revolution

Im Falle des Amerikanischen Unabhängigkeitskrieges haben wir das Beispiel einer Geschichtsauslegung, die während der vergangenen andert-halb Jahrhunderte fast einen Kreis beschrieben hat. Die ersten Historiker des Krieges wie David Ramsey und John Marshall sahen die Revolution als großen patriotischen und rechtmäßigen Kampf um Selbstregierung und wirtschaftliche Gerechtigkeit gegen das Böse und die Ungerechtigkeit, die sich in jenem verhaßten Tyrannen, König Georg III., verkörperten. Niemand in der amerikanischen Geschichte wurde so sehr geschmäht, noch wurde jemand mit so viel giftigem Hohn überhäuft wie der König von Großbritannien, unter dessen Regierung die amerikanischen Kolonien verloren gingen. Für George Bancroft, den größten der patriotischen Historiker Amerikas im 19. Jahrhundert, war das Panorama der Weltgeschichte nur ein Vorspiel zu dem großartigen ersten Auftreten der Vereinigten Staaten auf der Bühne; die amerikanischen Kolonisten waren das auserwählte Volk Europas, und das Land

der Puritaner war das Land der Verheißung; die Revolution war natürlich das unvermeidbare Ergebnis des brennenden Verlangens dieser freiheitsliebenden Siedler in der Neuen Welt nach Selbständigkeit, eines Verlangens, dem die schändlichen Herrscher Großbritanniens nicht stattgaben.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts begannen die amerikanischen Historiker die Ursachen der Revolution gründlicher zu untersuchen; sie gingen über die Reden Patrik Henrys und Sam Adams' hinaus und stellten fest, daß die entscheidende Herausforderung nicht so sehr in dem Charakter Georgs III. als vielmehr in den politischen Maßnahmen des Parlamentes hinsichtlich der Besteuerung und des Handels Amerikas lag. Die Kolonisten kämpften nicht gegen König Georg, sondern für einen großen Grundsatz, nämlich das verfassungsmäßige Recht der Engländer, in der Körperschaft vertreten zu sein, die sie besteuerte. „Keine Besteuerung ohne Vertretung im Parlament“ — dieser Satz wurde für viele Generationen amerikanischer Schüler der Schlüssel zum Verständnis der Revolution. Diese verfassungsmäßige Auslegung wurde, allerdings mit Abweichungen, am Ende des 19. Jahrhunderts von den Historikern allgemein anerkannt, doch in unserem Jahrhundert kam mit der sogenannten wirtschaftlichen Auslegung der Geschichte eine neue Wendung in der Geschichtsschreibung über die Revolution. Nach dieser Auffassung herrschen die wirtschaftlichen Kräfte und Beweggründe in der Geschichte vor. Geschichte wird von Menschen gemacht, die von Geld, materiellem Wohlstand und dem Ansehen und der Macht, die diese mit sich bringen, beeinflußt werden. Diese historische Schule setzte sich in Amerika mit der Veröffentlichung von Charles A. Beard (im Jahre 1913) *„Eine wirtschaftliche Auslegung der Verfassung“* durch. Bald stellten Historiker der Revolution fest, daß der Merkantilismus, die Navigationsakte und andere Beschränkungen des Handels der Kolonien durch die Briten viel zum Entstehen der Revolution beitrugen. Im Jahre 1776 sprengten die Kolonisten einfach die wirtschaftlichen Fesseln, in die Großbritannien sie wie in eine Zwangsjacke hineinzuzwingen versucht hatte — das, so sagten diejenigen, die meinten, die Wirtschaft bestimme alles, sei die wahre Erklärung für die Revolution.

Einige Historiker gingen über die wirtschaftliche Auslegung der Revolution noch hinaus: sie wandten sich einer Auslegung zu, die sich auf die Klassenunterschiede gründete. Für die Vertreter dieser Überzeugung war die Revolution das Ergebnis großer Demokratisierungsbewegungen in den Kolonien, die dem Aufstand gegen die englische Herrschaft vorangingen. Die niederen Schichten in Amerika mit ihren demokratisch gesinnten Führern wie Jefferson, Adams, Paine und Henry kämpften, schon lange ehe es zum Bruch mit Großbritannien kam, gegen die Macht tiefeingewurzelter Privilegien in den Kolonien. Aber in dem Streit mit dem Mutterlande um Staatseinkünfte und Besteuerung erkannten diese Radikalen ihre Chance, ihr Hauptziel, soziale Gerechtigkeit im Lande,

zu verwirklichen. Diese Führer betrachteten die Revolution als ein Mittel, nicht nur die britische Herrschaft, sondern ebenso den Adel in den Kolonien, der mit Großbritannien verbündet war, abzuschütteln. Vor kurzem wurde diese These ziemlich heftig angegriffen. Im Grunde beruht sie auf einer einzigen Hauptannahme, die bis jetzt noch nicht bewiesen wurde: nämlich der, daß die Führer dieser demokratischen Bewegung in den Kolonien dieselben waren, die nach 1763 für die Unabhängigkeit von Großbritannien kämpften, und daß die sogenannten Konservativen der Unabhängigkeitsbewegung feindlich oder gleichgültig gegenüberstanden. Bei nochmaliger sorgfältiger Prüfung schien diese Annahme vielen Gelehrten nicht beweisbar zu sein. In dem Werk des führenden Vertreters dieser Richtung kann man keinen schlüssigen Beweis dafür finden, daß die Sozial- und Wirtschaftsradikalen, die angeblich die revolutionäre Bewegung vorantrieben, im Jahre 1776 auch nur mehr als zwei oder drei Staaten beherrschten, zu einer Zeit, da die Feindseligkeiten schon länger als ein Jahr im Gange waren.

Neuerdings ist die Tendenz in der Interpretation der Revolution rückläufig: sie sieht den amerikanischen Krieg wieder im Rahmen der Geschichte des britischen Empire, und zwar als Ergebnis der großen Probleme kolonialer Verwaltung, denen sich Großbritannien im 18. Jahrhundert gegenüber sah: vor allem handelte es sich darum, Einnahmequellen zur Deckung des Kostenaufwandes für die Kolonien zu erschließen und die Kolonien gegen Angriffe von außen zu verteidigen. Als die britische Regierung im Anschluß an den Siebenjährigen Krieg beschloß, den Kolonisten Steuern aufzuerlegen, um Mittel zur Verteidigung der amerikanischen Kolonien aufzubringen, als sie sich damit in Gegensatz zu Präzedenzfällen setzte, die mehr als anderthalb Jahrhunderte alt waren, und als sie dies in taktloser, undiplomatischer Weise tat, wurden die Kolonien zu einem Aufstand getrieben, den sie im Grunde nicht wollten. Die Historiker stellen jetzt erneut fest, daß die Revolution doch in gewisser Hinsicht mit dem Grundsatz „Keine Besteuerung ohne Vertretung im Parlament“, so wie die Aufständischen es forderten, zusammenhing und daß der Haß, der durch die verfehlte und ungeschickte Art und Weise, in der die Briten an das koloniale Problem herangingen, hervorgerufen wurde, Öl in das Feuer goß.

Die Kriege der Vereinigten Staaten mit ausländischen Mächten im 19. Jahrhundert

In der historischen Betrachtung des Krieges von 1812, des Krieges mit Mexiko sowie des Spanisch-Amerikanischen Krieges können wir die gleiche Wandlung der Ansichten finden. Die ersten Historiker dieser Kriege übernahmen für jeden von ihnen die zu ihrer Zeit herrschende patriotische Auffassung. Diese Ansicht wurde später von den Revisionisten bestritten, die die Notwendigkeit einer radikalen Neuauslegung der dem Konflikt zugrunde liegenden Motive sahen. Und dann ging

man in jedem einzelnen Fall auf die ursprüngliche Erklärung der Gründe, aus denen Amerika in den Krieg verwickelt wurde, zurück. In dem Falle des Krieges von 1812 z. B. führte Präsident Madison in seiner Kriegsbotschaft folgende Hauptgründe für die Kriegserklärung an Großbritannien auf: Gewaltsame Anwerbung von Seeleuten, Plünderungen auf See sowie die Verfügungen des britischen Geheimen Staatsrates, die von seiten der Regierung Eingriffe in Schifffahrt und Handel Amerikas guthießen. Diese Gründe galten lange als die einzige Erklärung für den Konflikt. Im Jahre 1925 jedoch wies Professor Pratt nach, daß gerade die westlichen Gebiete der Vereinigten Staaten, die weit entfernt vom Meer lagen und von Plünderungen auf See und gewaltsamer Anwerbung nicht betroffen wurden, für den Krieg von 1812 stimmten und seine eigentlichen Träger waren, während die seefahrenden Einwohner Neuenglands, was die Führung dieses Krieges betraf, Madison gegenüber eine Politik mürrischer Zurückhaltung verfolgten. Diese Entdeckungen führten Pratt und andere zu dem Schluß, daß Chauvinisten des Westens, denen an Landgewinn und besonders daran gelegen war, daß die Unterstützung der den Vereinigten Staaten feindlich gesinnten Indianerstämme durch Großbritannien aufhörte, die Vereinigten Staaten zu einem Eroberungskrieg gegen Kanada gezwungen hätten, der mit der Entschlossenheit der Amerikaner, ihre Neutralitätsrechte und die nationale Ehre zur See zu verteidigen, wenig zu tun hatte. Doch in neuerer Zeit haben andere Gelehrte die ältere Auslegung verteidigt. Sie weisen darauf hin, daß Pratt ganz recht hatte, wenn er betonte, daß der Westen und nicht der der See zugewandte Osten den Krieg trug; doch habe er unrecht, wenn er den Schluß ziehe, daß nur Verstimmung über Großbritanniens Politik den Indianern gegenüber und andere ausschließlich den Westen betreffende Angelegenheiten den Chauvinismus der westlichen „Kampfhähne“ erklärten. Denn der Westen wurde von der britischen Blockade und dem Kapern von amerikanischen Schiffen insofern betroffen, als nun keine Absatzmöglichkeit mehr für die landwirtschaftlichen Erzeugnisse der westlichen Staaten bestand und in den Jahren vor der kriegesischen Auseinandersetzung tatsächlich eine schwere wirtschaftliche Depression das Mississippital ergriffen hatte. Außerdem fühlten sich die Männer des Westens als glühende Patrioten durch die gewaltsame Anwerbung amerikanischer Seeleute und durch die Demütigung amerikanischer Schiffskommandanten in ihrer nationalen Ehre tief getroffen. Wieder einmal also ist die Bewegung stetig zurückgelaufen, um sich älteren, schon lange bestehenden Ansichten über die Gründe, die zu diesem Kriege Amerikas führten, zu nähern.

Der Amerikanische Bürgerkrieg

Selbst der amerikanische Bürgerkrieg konnte dem historischen Zyklus von These, Antithese und Synthese nicht entgehen. Die ersten Nachkriegshistoriker legten den Konflikt natürlich je nach ihrer regionalen

Herkunft aus. Historiker aus den Nordstaaten behaupten, es sei ein moralischer Krieg gegen die Sklaverei, hervorgerufen durch die Unnachgiebigkeit, Unmenschlichkeit und Streitsucht der Südstaaten, gewesen. Für die Historiker aus den Südstaaten hingegen war es ein Angriffskrieg des Nordens, angeblich, um eine Einrichtung auszumerzen, die ohnehin von selbst verschwunden wäre, in Wirklichkeit jedoch um die Hegemonie des Nordens über den Süden aufzurichten. Allmählich fanden die Historiker des Nordens und des Südens in zugrunde liegenden Hauptursachen wirtschaftlicher, sozialer, konstitutioneller und politischer Art eine gewisse gemeinsame Basis. Während der vergangenen fünfundzwanzig Jahre jedoch sind mehrere neue historische Schulen auf den Plan getreten, die alle sagen, die Sklaverei, zumindest in ihrer rein moralischen Bedeutung, sei ein zu geringfügiger Faktor, als daß sie für das Entstehen des Krieges verantwortlich sein könne. Die Wirtschaftsdeterministen bezichtigten die Antisklavereipartei des Nordens der Heuchelei, wenn sie vorgab, die Sklaverei aus sittlichen Gründen zu bekämpfen, während ihr wirkliches Ziel die politische Vorherrschaft war, damit sie dem Süden die würgende Schlinge des nördlichen Kapitalismus' umlegen konnte. Eine Schule noch jüngeren Datums betonte, daß der Bürgerkrieg, was die moralischen Gründe anbelangt, in keinem Sinne eine nicht zu vermeidende Auseinandersetzung gewesen sei, noch seien die wirtschaftlichen Unterschiede zwischen dem industriellen Norden und dem agrarischen Süden groß genug gewesen, die Tatsache, daß man zu den Waffen griff, zu erklären. Die wirtschaftlichen Unterschiede zwischen dem Norden und dem Süden hätten schon seit vielen Jahren bestanden; der Bürgerkrieg brach jedoch nicht 1820 oder 1850, sondern erst 1860 aus — warum? — Weil der Bürgerkrieg nach Ansicht der Anhänger dieser neuen Schule das Ergebnis fehlerhafter Politik, menschlicher Unnachgiebigkeit und einer Verkettung von Ereignissen in der Zeit um 1860 war. Die Sklaverei könne nicht als eine Hauptursache angesehen werden, da die Debatten der dem Krieg vorausgehenden fünfziger Jahre sich nicht um die Abschaffung der Sklaverei sondern vielmehr um so „abstrakte“ Fragen wie Sklavenflucht und Ausdehnung der Sklaverei auf neue Gebiete, die gerade in der Staatsbildung begriffen waren, drehten. Wie also konnte die Sklaverei eine Hauptursache sein? Wie konnte der Norden diesen Krieg als einen Kampf für sittliche Grundsätze bezeichnen, wenn die Nordstaaten bereit waren, die Sklaverei dort, wo sie schon bestand, weiterhin zu dulden?

Diese Fragen haben eine scharfe Reaktion bei anderen Historikern hervorgerufen, die noch glauben, daß das Sittliche ein entscheidender Faktor in großen geschichtlichen Bewegungen sei. In der heutigen amerikanischen Geschichtsschreibung über den Bürgerkrieg zeigt sich die Tendenz, die revisionistische These einer immer eingehenderen Prüfung und Kritik zu unterwerfen. Angenommen, die Revisionisten hätten recht, wenn sie behaupten, daß im Jahre 1860 die Ausdehnung der Sklaverei

mehr als die Sklaverei selbst das Hauptproblem war, so ergibt sich hieraus nicht, daß die Frage der Sklaverei den Norden nicht auch aus sittlichen Gründen erregte. Ja, gerade die sittliche Dringlichkeit der Sklavenfrage, die infolge konstitutioneller Beschränkungen der offenen Diskussion entzogen war, verlieh den territorialen Problemen und den Fragen der Sklavenflucht die Bedeutung, die die Revisionisten, da sie sie nicht verstehen konnten, als Fanatismus mißbilligten. Nur in diesen Grenzgebieten konnte der moralische Konflikt ausgetragen werden. Ein Kritiker dieser revisionistischen Auslegung vergleicht die Sklaverei im Süden mit dem Nazismus in Deutschland während der dreißiger Jahre. In beiden Fällen lehnte sich das moralische Empfinden eines großen Teils der amerikanischen Bevölkerung auf; jedoch war es ihr nicht möglich, sich in eine Angelegenheit einzumischen, die zu den internen Problemen eines anderen Gebietes oder Volkes gehörte. Doch ebenso wie der Nazismus zu mehr als einem nur internen Problem wurde, als er sich über die Grenzen Polens, der Niederlande und Frankreichs ergoß, so ging auch die Sklaverei über den Rahmen eines nur regionalen Problems hinaus, als sie sich auf die staatlich noch nicht gegliederten Gebiete des Westens auszudehnen drohte. Die erneute Betonung des sittlichen Gefühls als einer Ursache für den Konflikt ist wieder ein Beispiel für eine historische Auslegung, die zu ihrem Ausgangspunkt zurückkehrt, obwohl natürlich während dieses Kreislaufs viele neue Einsichten gewonnen wurden.

Der Erste und der Zweite Weltkrieg

Eine Untersuchung der Literatur über die beiden Weltkriege des 20. Jahrhunderts ergibt das gleiche Bild: Auffassung der Zeitgenossen, gründliche Revision, und Rückkehr zu einer abgewandelten Form der ursprünglichen Auslegung. Der Zweite Weltkrieg liegt noch nicht weit genug zurück und hat daher noch nicht viele Historiker angezogen; doch kann man in den Werken von Beard, Barnes, Tansill und Chamberlin schon die Anfänge einer revisionistischen Bewegung erkennen, ähnlich jener, die dem Ersten Weltkrieg folgte. Nach Ansicht dieser Historiker trat Amerika nicht in den Krieg ein, weil die Japaner Bomben auf Pearl Harbor warfen oder weil Deutschland eine Gefahr für die amerikanische Demokratie darstellte, sondern weil das amerikanische Volk von Roosevelt und seiner Regierung verraten wurde; von Roosevelt und seiner Regierung, die Amerika unter Vorspielung falscher Tatsachen, mit falscher Begründung und auf Grund falscher Beurteilung der internationalen Lage in den Krieg führten. Wenn man die Frage von der anderen Seite betrachten will, so greife man zu den Büchern von Rauch, Millis, Morison, Langer, Gleason und anderen (vgl. auch Ernst Fraenkel, DR 10/58).

Die Historiker kennen diesen Vorgang sehr gut. In den dreißiger Jahren zeigte sich die gleiche revisionistische Tendenz hinsichtlich des

Eintritts Amerikas in den Ersten Weltkrieg. In den Werken von Millis, Tarnsill, Barnes, Beard (viele Namen sind dieselben) und anderen führte Wilson die Vereinigten Staaten nicht wegen der deutschen Unterseebootsangriffe in den Krieg — so sagte und dachte vielleicht auch der Präsident —, sondern die eigentlichen Gründe waren die britische Propaganda, die Schulden der Alliierten an die Vereinigten Staaten oder die Kriegsmateriallieferungen an die Alliierten. Dieses historische Zeugnis war von erheblicher Bedeutung für die Neutralitätsgesetze der Zeit um 1935, die Amerika bei der psychologischen und materiellen Vorbereitung auf die Rolle, die es im Zweiten Weltkriege spielen sollte, stark behinderten.

Doch die Revisionisten der Zeit nach dem Zweiten Weltkriege finden im allgemeinen weniger Gehör als früher. Sie haben sehr wenige Historiker und nicht viele Laien überzeugen können. Die kühle Aufnahme, die der Revisionismus heute findet, hat sogar einen seiner Vertreter dazu bestimmt, in einer weitverbreiteten Broschüre zu behaupten, es bestehe eine Verschwörung unter Historikern, Verlegern, Redakteuren, Lehrern und der American Historical Association (Amerikanische Historische Gesellschaft), Bücher und Buchbesprechungen zu unterdrücken, die eine positive Einstellung zum Revisionismus in der Geschichtsschreibung über den Zweiten Weltkrieg zeigten.

Dieses ist jedoch nicht der Fall. Die kühle Aufnahme, die der Revisionismus findet, erklärt sich nicht aus einer Feindschaft gegen den Gedanken des Revisionismus' an sich, sondern aus dem übersteigerten Revisionismus der dreißiger Jahre, der die Amerikaner den festen Vorsatz fassen ließ, sich nicht wieder in einen Krieg hineinlocken zu lassen und abzurüsten, während Hitler und Mussolini ihre Heere für den Angriff auf die Demokratien aufstellten. Natürlich wird ein Revisionismus kommen, der die heute geltende Interpretation der Gründe für den Eintritt der USA in den Zweiten Weltkrieg überprüft. Kein verantwortungsbewußter Historiker würde es anders wollen. Historiker müssen, um der Wahrheit auf den Grund zu kommen, weiterhin danach streben, alle Tatsachen aufzudecken und sie so objektiv wie möglich auszudeuten. Doch dieses Mal neigen die Historiker dazu, in ihren wissenschaftlichen Urteilen mehr Verantwortungsbewußtsein zu zeigen, und stürzen sich nicht in sensationelle Interpretationen, die vielleicht ihren politischen Voreingenommenheiten, ihren persönlichen zynischen Ansichten über die menschliche Natur oder ihrer eigenen Enttäuschung und Ernüchterung durch die Ergebnisse des Zweiten Weltkrieges (in vielen Fällen ist sie groß) Genüge tun. Die amerikanische Geschichtsschreibung über die Kriege Amerikas gibt uns jedenfalls ein Recht zu der Meinung, daß in einer Demokratie die Ansichten der Zeitgenossen über die Kriegsursachen in den allermeisten Fällen nahezu richtig waren.

Zur Erinnerung an die Besetzung Prags 1939

Hans Arthur Sager: Ein unbekannter Märtyrer

In dem Meer von Blut und Tränen, das den Weg des Dritten Reiches zu vorübergehendem Triumph und endgültigem Versinken in Schmutz und Schmach bezeichnet, gilt das Schicksal eines einzelnen Menschen wenig. Aber da uns der Zufall die Geschichte eines unbekannt gebliebenen Märtyrers nationalsozialistischer Unmenschlichkeit in die Hände gespielt hat, sei sie hier als eine Erinnerung an den schauerlichen März 1939 zum erstenmal erzählt. Es handelt sich um den Tod eines einzelnen Opfers, aber sein Schicksal war Massenschicksal.

In den verstaubten Akten der Deutschen Gesandtschaft in Prag aus dem Jahre 1939 befinden sich einige Protokolle und Berichte, die sich mit Hans Arthur Sager beschäftigen. Wir wissen nichts anderes über Herkunft und Geschichte dieses Mannes als das, was er am 24. März 1939 auf der Schwedischen Gesandtschaft in Prag über sich berichtete. Seine Angaben lauteten:

„Ich bin am 15. Februar 1909 in Reichenbrand bei Chemnitz in Sachsen geboren, bin von Beruf Metallfräser, bis 1933 als Sekretär der Kommunistischen Partei Deutschlands in Essen im Ruhrgebiet tätig gewesen. Nach einer kurzen Verhaftung bin ich in die Emigration nach Frankreich gegangen (1934-1936), wo ich mich nicht politisch betätigt habe. Von dort ging ich über Basel-Wien nach Prag. Seit Oktober 1936 war ich in Prag gelegentlich als Verbindungsmann zwischen dem Volksfrontauschuß in Paris und Berlin beschäftigt. Von Mai 1938 bis September 1938 war ich in Maffersdorf bei Reichenberg, vom 5. Oktober 1938 bis jetzt in Prag-Svepravice.“

Über die ungewöhnlichen Umstände, die Sager auf die Schwedische Gesandtschaft in Prag brachten, sagte er damals folgendes:

„Am 23. 3. 1939 wurde ich Hans Arthur Sager von der Gestapo in Prag verhaftet. Am 24. 3. d. J. wurde ich von einigen Beamten der Gestapo in ein Auto gesetzt und mit dem Auftrag durch die Stadt gefahren, politische Emigranten auf den Straßen Prags zu denunzieren oder namhaft zu machen. Bei der Einlieferung einer österreichischen Emigrantin in das besagte Automobil vor der Englischen Gesandtschaft entfloh ich und flüchtete in die Schwedische Gesandtschaft, wo das Haustor offen stand. 4 Gestapobeamte folgten sofort nach. Es entstand vor der Küche im ersten Stock des Hinterhauses ein Handgemenge, wobei vorher im Stiegenhaus dem Verfolgten ein Schuß nachgefeuert worden war, der fehl ging. Ich wurde dann von dem herbeigeeilten Gesandten persönlich befreit, der, sich erkennend gebend, mich nach oben nahm.“

Was weiter geschah, kann man einer vom gleichen Tag datierten Aufzeichnung des Legationsrates Andor *Hencke* entnehmen, der bis zum 15. März 1939 Deutscher Geschäftsträger in Prag war und nachher die Liquidierung der Gesandtschaft leitete:

„Heute 16 Uhr suchte mich nach vorheriger Anmeldung der hiesige Schwedische Gesandte *Malmar* auf. Er begann sehr erregt die Unterhaltung damit, daß er energisch dagegen protestieren müsse, daß Gestapo in sein exterritoriales Gebäude eingedrungen sei und im Innern des Gebäudes Schüsse abgegeben habe. Sodann schilderte mir der Gesandte den im anliegenden Protokoll dargelegten Sachverhalt.

Ich erwiderte zunächst, daß ich für diplomatische Proteste nicht zuständig sei. Im Übrigen könne, wie der Gesandte selbst wisse, die Schwedische Gesandtschaft hier offiziell nicht mehr amtieren. Der Gesandte lenkte sofort ein und erklärte, er wolle zu mir als altem Kollegen und Freund kommen, um diesen peinlichen Vorfall zur Sprache zu bringen. Der Flüchtling Sager habe das Asyl der Schwedischen Gesandtschaft ohne Wissen und vorherige Billigung des Gesandten gesucht. Nach dem Verhalten der Gestapo in seinem Hause sei es für ihn aber besonders schwierig, den Flüchtling der Polizei wieder auszuliefern, umsomehr, als er bestimmt glaube, daß Sager erschossen würde. Er bäte mich, dem Flüchtling Sager, der ein schwedisches Visum erhalten würde, die Ausreise zu ermöglichen.

Ich erwiderte, daß ich seine Beschwerde über die Verletzung der Exterritorialität weitergeben würde. Zweifellos würde die Angelegenheit untersucht und die Schuldigen zur Verantwortung gezogen werden. Was dagegen seinen Wunsch anlange, dem Kommunisten Sager die Ausreise nach Schweden zu gestatten, so könne ich ihm keinerlei Aussichten oder sogar Zusicherungen machen. Es handle sich um einen Reichsdeutschen, der aus der Haft geflohen sei und nach seiner eigenen Aussage vollendeten Hochverrat begangen hat. Im übrigen gebe es in den nordischen Staaten überhaupt kein Asylrecht. Der Gesandte meinte dazu, daß man ihm dieses Entgegenkommen doch als Kompensation für die Verletzung der Exterritorialität erweisen könnte. Meine Antwort lautete dahin, daß die Verletzung der Exterritorialität mit der Persönlichkeit des Verbrechers und seiner ordentlichen Strafverfolgung nichts zu tun habe. Abschließend erklärte ich, daß ich seine Beschwerde und seinen Wunsch inoffiziell an die zuständigen Stellen weiterleiten würde, betonte dabei jedoch ausdrücklich, daß ich auch nicht den geringsten Einfluß auf die Entscheidung hätte, und daß ich insbesondere die Möglichkeit einer Ausreise für Sager für sehr unwahrscheinlich halte.“

Gesandter *Malmar* scheint tatsächlich das Menschenmöglichste getan zu haben, um das durch Zufall in seinen Schutzbereich gefallene Opfer Hitlers vor den Häschern zu retten. Am gleichen Tag intervenierte sowohl das schwedische Außenministerium bei der Stockholmer Deutschen Gesandtschaft als auch der schwedische Gesandte in Berlin im Auswär-

tigen Amt, um freies Geleit für Sager zu bewirken. Hencke wurde darüber vom Chef des Protokolls, Gesandten von Dörnberg, telefonisch unterrichtet. Aus seiner Aufzeichnung über dieses Gespräch geht hervor, daß man zumindest in diesem Stadium in Berlin weit weniger intransigent war als die neuen Herren in Prag:

„Ich sagte Herrn v. Dörnberg, daß Botschafter Ritter (Vertreter des Auswärtigen Amtes in Prag) sich heute darüber schlüssig werden wolle, wie die Angelegenheit formal erledigt werden solle. Was die Ausreise Sagers betrifft, so stünden die hiesigen zuständigen Stellen auf dem Standpunkt, daß dieser gefährliche Kommunist der Strafverfolgung durch die deutschen Behörden nicht entzogen werden dürfe.

Herr v. Dörnberg bat, irgendwelche Schritte bis heute (25. März) vormittag nicht zu unternehmen. Die Angelegenheit würde in der Direktorenbesprechung erörtert werden. *In Berlin bestünde Geneigtheit, den Schweden in dieser Sache entgegenzukommen.*“

Ein zusammenfassender Bericht Andor Henckes vom 27. März 1939 gibt uns Einblick in den weiteren Verlauf der Menschenhetze, bei der sich die deutsche Diplomatie zusammen mit der Gestapo eifrigst hervortat. Dörnberg habe, heißt es da, am 25. März neuerlich telefoniert und zunächst von einer schwedischen Beschwerde Mitteilung gemacht, daß das Gesandtschaftsgebäude in Prag „von Beamten der Geheimen Staatspolizei geradezu zerniert sei“ — das alles, um das Entweichen eines einzelnen Menschen zu verhindern! Henckes Reaktion auf diese Beschwerde, die ihm über Berlin zukam, lautete:

„Die hiesige Gestapo wurde im Sinn der aus Berlin eingegangenen Weisungen unterrichtet. Sie hat die *Zernierung unsichtbar gemacht.*“

In der Sache selbst lauteten Dörnbergs Weisungen nunmehr ganz anders als früher. Das Auswärtige Amt sei der Meinung, daß der Oberbefehlshaber der deutschen Truppen in Prag sich bei Gesandten Malmar wegen Verletzung der Exterritorialität entschuldigen solle. Unabhängig davon sei aber der Gesandte aufzufordern, Sager auszuliefern. „Von Gewaltanwendung sei einstweilen abzusehen. Das Auswärtige Amt würde dann die Angelegenheit mit der schwedischen Regierung regeln.“ Hencke scheint nicht recht gewußt zu haben, wie man sich im Falle verhalten sollte, wenn Gesandter Malmar seinen Schützling im Kraftwagen aus dem Hause, dessen weitere Exterritorialität nicht mehr anerkannt war, in größere Sicherheit schaffen wird. Die Antwort, die er auf seine Rückfrage aus Berlin bekam, war eindeutig, daß nämlich

„eine Exterritorialität des Kraftwagens des Gesandten nicht anerkannt werden könne und daß daher die Gestapo berechtigt sei, den Kraftwagen des Gesandten zu kontrollieren und, falls der Flüchtling sich im Wagen befinden sollte, seine Verhaftung vorzunehmen. Der Gesandte sei selbstverständlich mit jeder nur denkbaren Höflichkeit und Korrektheit zu behandeln und in seiner persönlichen Freiheit keinesfalls zu beschränken.“

Malmar, der von diesen Dingen nichts wissen konnte, machte tatsächlich den Versuch, Sager im Automobil dem Zugriff der Gestapo zu entziehen. Hören wir darüber Henckes Bericht an das Auswärtige Amt:

„Da der Oberbefehlshaber sich bis in den späten Nachmittagsstunden außerhalb Prags aufhielt, war es zunächst nicht möglich, seine Entscheidung einzuholen. Inzwischen hatten die Beamten des Geheimen Staatspolizeiamtes die Nachricht erhalten, daß der Flüchtling in dem Kofferraum des Kraftwagens des Gesandten fortgeschafft werden sollte. Als der Kraftwagen, den der Gesandte selbst steuerte, und in dem sich noch der Militärattaché der Schwedischen Gesandtschaft befand, gegen 15.30 Uhr die Gesandtschaft verlassen wollte, wurde er auf der Straße angehalten. Die Gestapo forderte nach ihrer Darstellung den Gesandten in höflicher und korrekter Form auf, den Kofferraum zu zeigen. Da er sich weigerte, diesem Ansuchen zu entsprechen, verhinderten die Beamten die Weiterfahrt des Kraftwagens, den der Gesandte und der Militärattaché daraufhin verließen. Der Wagen selbst war abgeschlossen, die Beamten des Geheimen Staatspolizeiamtes berührten ihn nicht, sondern beschränkten sich auf seine Bewachung.“

Am Abend des gleichen Tages wurden Botschafter Ritter und Hencke vom Oberbefehlshaber General *Blaskowitz* empfangen. Dieser entschied, daß sich Oberst von Eisenhardt-Rothe in seinem Namen bei Gesandten Malmar wegen des Eindringens der Gestapo in das Gesandtschaftsgebäude entschuldigen, sich aber dabei auf keine Erörterung des Falles Sager einlassen solle. Eine Viertelstunde später möge sich Hencke bei Malmar melden und die Auslieferung Sagers verlangen. Hier ist der letzte Akt der Tragödie in Henckes Darstellung:

„Der Besuch des Obersten von Eisenhardt-Rothe bei dem Gesandten Malmar fand um 20 Uhr 30, der meinige um 20 Uhr 45 statt.

Nachdem ich die Forderung auf Herausgabe des Flüchtlings erhoben hatte, wurde der Gesandte dringend ans Telefon gerufen, wo er von der Schwedischen Gesandtschaft in Berlin verlangt wurde. In der Zwischenzeit kam die Frau des Gesandten, eine Deutschbaltin, mit der meine Frau und ich in freundschaftlichen Beziehungen stehen, zu mir ins Empfangszimmer. Sie bemerkte, daß ihr Mann sehr aufgeregt wäre und die Prestigefrage sehr ernst nehme. Sager selbst sei in einer verzweifelten Stimmung und spräche davon, er wolle sich das Leben nehmen. Frau Malmar erwähnte noch, man könne ihm doch keine Waffe geben, was ich mit der Antwort bekräftigte, „das können Sie allerdings ganz bestimmt nicht, *der Mann ist schließlich ein Verbrecher.*“

Nach dieser Unterhaltung kam der Gesandte Malmar selbst vom Telefon zurück und teilte mit, daß zwischen dem Schwedischen Gesandten in Berlin und dem Gesandten Freiherrn von Dörnberg Folgendes vereinbart worden sei:

Er (Malmar) werde am 26. März d. J. um 12 Uhr die Gesandtschaft offiziell verlassen und gegen 17 Uhr als Privatmann zurückkommen.

Während seiner Abwesenheit, also in der Zeit zwischen 12 und 16 Uhr würden deutschen Beamten, die mit einem ordnungsgemäßen Haftbefehl versehen seien, seitens der Schwedischen Gesandtschaft keine Schwierigkeiten bei der Festnahme des Sager bereitet werden.

Auf die Beschwerde des Gesandten wegen der Festhaltung seines Autos erwiderte ich, daß einmal der Wagen der Gesandtschaft nicht exterritorial sei, daß zweitens die Gestapo den Verdacht habe, daß sich der Flüchtling in dem Kofferraum verborgen halte. Auf Grund einer Anregung des Herrn Botschafters Ritter legte ich dem Gesandten persönlich nahe, den Kofferraum öffnen zu lassen. Wenn er dies nicht vor einem Beamten der Gestapo tun wolle, könne er den Kofferraum ja einem Mitglied der Deutschen Gesandtschaft zeigen. Herr Malmar lehnte jede Untersuchung seines Kraftwagens entschieden ab und erklärte mit Bestimmtheit, daß sich der Flüchtling in seinem Hause befinde. Er sprach die dringende Erwartung aus, daß an seinem Wort nicht gezweifelt würde.

Da sich der Gesandte zur Einhaltung der Berliner Vereinbarung verpflichtet hatte, erklärte sich die Gestapo, die inzwischen selbst die Nachricht hatte, daß sich Sager nicht im Kofferraum befinde, bereit, den Kraftwagen frei zu geben. Die Bewachung des Hauses während der Nacht wurde *selbstverständlich* in vollem Umfang, aber unauffällig, aufrecht erhalten.

Auf Grund der noch am Abend fernmündlich eingegangenen Weisungen des Gesandten Frh. von Dörnberg wurde das Geheime Staatspolizeiamt gebeten, die Festnahme am nächsten Tag in Ruhe und die Würde der Gesandtschaft achtenden Formen vorzunehmen und die reibungslose Abreise des Gesandten in seinem Kraftwagen zu gewährleisten. Ferner erhielt die Presse wiederholt Anweisung, über den gesamten Vorfall nichts zu bringen.

Am 26. März d. J. 10 Uhr 45 vormittags erhielt die Gesandtschaft von dem Leiter des Geheimen Staatspolizeiamtes die fernmündliche Nachricht, daß sich Sager um 10 Uhr morgens in der Schwedischen Gesandtschaft *erschossen* habe.

Prag, den 27. März 1939.

gez. Hencke“

Die Gestapo und das Auswärtige Amt hatten einen jungen Menschen in den Tod gehetzt, der nach dem Urteil zivilisierter Menschen nicht das Geringste getan hatte. Daran war es aber nicht genug. Es folgte ein plumper Versuch der Gestapo, die Verantwortung für die ruchlose Tat — denn es war ein Mord an Sager, auch wenn formal Selbstmord vorlag — von sich abzuwälzen. Er war so plump, daß nicht einmal Hitlers Diplomatie darauf einging, die sich vorher zum blinden Exekutor der Gestapo-Wünsche erniedrigt hatte. Das Dokument, das den aktenmäßigen Abschluß eines grauenhaften Falles bildet, ist Henckels Mantelnote zu dem zitierten Bericht ans Auswärtige Amt über die erfolgreiche Men-

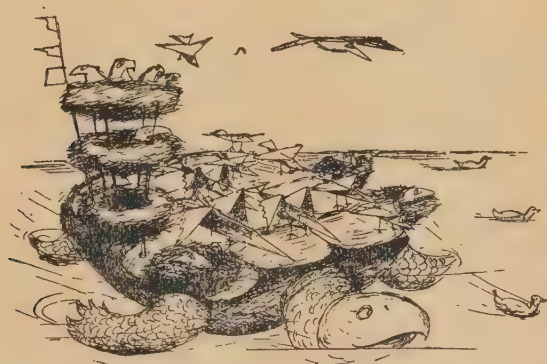
schenhetze. Am 28. März unterzeichnete er diesen letzten Hinweis auf Hans Arthur Sager, in dem es hieß:

Ich darf ergänzend melden, daß das Geheime Staatspolizeiamt in Prag auf Grund der Leichenbesichtigung gewisse Zweifel in einen Selbstmord des Sager hegt. Das Geheime Staatspolizeiamt hält es für möglich, daß Sager von einem GPU-Agenten, der sich in das Gebäude der Schwedischen Gesandtschaft eingeschlichen haben könnte, erschossen worden ist, um zu verhindern, daß durch weitere Aussagen Sagers geheime kommunistische Fäden aufgedeckt werden. Bestimmte Anhaltspunkte für diese Annahme scheinen indessen nicht vorhanden zu sein, auch hält es der Leiter der Geheimen Staatspolizei, Dr. Rasch, für wenig wahrscheinlich, daß Beweise beigebracht werden können.

Wie ich dagegen vertraulich von der hiesigen Schwedischen Gesandtschaft erfahre, besteht dort nach seinem vorherigen Verhalten kein Zweifel darüber, daß sich Sager selbst das Leben genommen hat. Wie Sager in den Besitz der Waffe gekommen ist hat sich noch nicht feststellen lassen. Ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß sie ihm von Bewohnern des Gesandtschaftsgebäudes in die Hand gespielt worden ist.

Herr Botschafter Ritter hat von diesem Bericht und seinen Anlagen Kenntnis und ist mit seiner Absendung an das Auswärtige Amt einverstanden.“

Nehmen wir an, daß Hans Arthur Sager als Kommunist gestorben ist, ja nehmen wir sogar an, daß er, wenn er es überlebt hätte, auch heute nach dem Molotow-Ribbentrop-Pakt, nach dem Moskauer Parteitag von 1956, nach der ungarischen Revolution Kommunist gewesen wäre. Es mindert den Abscheu vor denen nicht, die einen unbescholtenen Mann in den Tod gehetzt haben. Wo sind sie denn heute, die diesen Menschen auf dem Gewissen hätten, wenn sie eines besäßen?



Flugzeugträger

JUNGE LYRIKER

GESPRÄCH MIT TAUBEN

sprich zu den leuten mit
den tauben ohren
sie hören dich
jedoch
sie können nicht verstehen

die tauben ohren um dich
sind fremde mikrophone
ununterbrochen
notieren die verstummten gehirne
eilige Worte

stefan gant

ALTHEIDELBERG

Wildrosen sprengten
den sinnlichen Gürtel des Jahres.

O die badensischen Dirnen,
stämmig wie Bauerntabak.

Zierschlitzte im Stadtbild.

Spieldose Altheidelberg.

Dieter Hoffmann

Manchmal bin ich dein Clown in der Nacht
herbstlich und silbern von Tränen
morgens bin ich dein Schleier im Auge
bin Regengesang in zerschnittenem Sand
Und jetzt begrab ich dein Kleid
in der Quelle

Dann schwimmt es hinunter dem Mond gegenüber
und sagt für mein Herz: gelb wie der Mittag
Dann wird es ertrinken am großen Schluß
von Klang und leichtem Geschaukel
Im Grund wird es früh dann Muschel und Schein
und blutet herauf in mein
tägliches Brot

Frederic Ribell

BEIM SCHREIBEN EINES BRIEFES

In der Kammer,
unterm roten Ziegelfenster,
nah den schrägen Kaminen
hause ich,
mit Büchern und Kakteen.
Die Fröhlichkeit
beim Schreiben eines Briefes,
dann und wann
ein leises Knacken in der Wand,
ein Wind der träge Wolken schleift.
Unten die Herberge.
Erstes Gelächter des Abends,
und die schwere Süße einer
[Ziehharmonika.

Jetzt im Winter
sind die Vögel
meine besten Nachbarn.
Und die Briefe
werden häufiger.

Heinz Weder

FLIEHENDER

Fliehender,
deine Erwartung lohnt,
die Rauchfahnen zerfallen.
In der Lautlosigkeit
der versteckten Schluchten
deines Distelnestes,
Gefangener,
perlen nur die Phosphoraugen
deiner Sternbilder.
Du bist unkenntlich,
unauffindbar,
aber nackt.
Pilger beten in den Arkaden,
Portalgesänge ranken empor,
und Galgen werden errichtet;
aber du bleibst unversehrt,
schattenumstellt
und — höre:
allein.

Walter Aue

Reform des deutschen Theaterbetriebs

Bereits vor drei Jahrzehnten habe ich einen Vorschlag „zur Debatte gestellt“, zum ersten Mal in der Frankfurter Zeitung: „Der Weg aus der Theaterkrise“. Das war in jenen einerseits goldenen, andererseits aber — was heute anscheinend vergessen ist oder übersehen wird — auch aschgrauen Zwanzigerjahren. Geistig, artistisch, szenisch war's zweifellos die goldene Theaterzeit. Wirtschaftlich, organisatorisch jedoch war's die Zeit einer permanenten Krise: nach der Inflation die Deflationskrise; Arbeitslosigkeit; Finanzkrise (als es im Gebälk der Banken krachte); in unheimlich anschwellendem Crescendo das Rumoren in den politischen Unter- und Hintergründen; und obendrein das Charakteristikum im damaligen Theaterbetrieb: die Lockung der wichtigsten Schauspieler und Regisseure aus den Ensembles in die Filmateliers und vor die Mikrophone des Rundfunks. „Zur Debatte“ stellte ich damals den Vorschlag, das spezifische deutsche Betriebssystem, das starre „stehende“ Theater aufzulockern, zu reformieren: ihm die für Deutschland neue Betriebsform der künstlerisch und kulturell gültigen Tournee einzugliedern. Das war, wie gesagt, damals; und damals ist in der Tat eifrig debattiert worden, von „Sachkennern“, von Fachleuten (die freilich in ihrer Mehrheit mit entschlossener Ablehnung reagierten), und auch von den „Laien“, die schon immer sich am Rande des Theaters tummelten und, zumeist recht unlegitimiert, mitredeten, genauer: mitschmusten. Vermutlich ist es richtig, daß ich mal der „konsequenteste Wortführer für das Tournee-System“ gewesen bin. (So apostrophierte mich unlängst die „Deutsche Bühne“, das Organ der bundesdeutschen Bühnenleiter.)

Heute jedoch möchte ich mit Genugtuung die Konsequenz den Praktikern des Tournee-Systems zusprechen: sie haben hierzulande mit viel Erfolg die neue, die reformierte Betriebsform realisiert. Das ist, wie die Praxis erweist, das zeitgemäße, ein wahrhaft demokratisches Betriebssystem. Wenn heute in die kleinsten Städte, vor ein früher theaterfernes, theaterfremdes Publikum potentielle szenische Kunstwerke getragen werden können — unlängst etwa die meisterhaften Inszenierungen des „Misanthrope“, von Schnitzlers „Liebelei“, von Shaws „Candida“ —, so ist die Diskutierung des Problems eigentlich überflüssig geworden: dank der überzeugenden Bewährung. Es sind also eher historische Sachverhalte, wovon die Rede sein mag. Auch sei klargestellt, daß zunächst die Situation des Sprechtheaters gemeint ist. (Das Musiktheater, dieser kompliziertere Organismus, mit ortsgebundenem Orchester, mit Chor und Ballett, die Oper also und die Operette haben ihre spezielle Gesetzmäßigkeit. Gleichwohl beginnen auch sie aus der organisatorischen Erstarrung sich zu lösen.)

Von den insgesamt etwa hundertfünfzehn Theatern in der Bundesrepublik sind nahezu hundert Institute subventioniert. Der zuletzt nachgewiesene Jahreszuschuß betrug rund hundertsechzig Millionen DMark. Mithin kostet jeder Spieltag zusätzlich, also zum Eigenertag aus dem Billettverkauf, ungefähr eine halbe Million DMark. Das ist eine gewiß respektgebietende staatliche und kommunale Leistung. Trotz allen begründeten oder unbegründeten Nörgeleien ist's der eindeutige Beweis für die Kulturbewußtheit in unserem theaterfreudigen Land. Eigentlich jedoch ist's die Leistung des Steuerzahlers, auch desjenigen, der kaum jemals das Theater besuchte: eine sicherlich ebenfalls beachtliche, aber viel zu wenig beachtete Tatsache. Die Hälfte der Bevölkerung nämlich war bisher, obwohl das Theater längst schon nicht mehr eine Exklusivität der sozialen Oberschichten ist, vom Theaterbesuch ausgeschlossen. Das System des „stehenden“, des lokal gebundenen Theaters verweigert diesem Bevölkerungsteil die Möglichkeit eines Theaterbesuchs. Auf einer Volksbühnentagung wurde konstatiert, es seien in der Bundesrepublik nicht weniger als 25 Millionen Kleinstädter und Dorfbewohner, die man „als wahre Stiefkinder des Theaters betrachten muß“. Ich glaube, daß diese Errechnung stimmt. Zwar wurde von einem gewichtigen, ja berühmten süddeutschen Generalintendanten die Richtigkeit des erforschten Resultats — unter Hinweis auf „Abstecher“ und „Zubringerdienst“ — bezweifelt. Gleichzeitig indes wurde die Bestätigung eines anderen, ebenfalls wohlbekannten Generalintendanten publiziert: im Jahre 1953, also in einem Jahr mit überaus starker Theaterfrequenz, sind die Theater in der Bundesrepublik von insgesamt „13,5 Millionen Zuschauern“ besucht gewesen, und somit hat nur „jeder Vierte ein Mal jährlich das Theater“ frequentiert. Dabei ist zu bedenken, daß der normale Theaterbesucher sich jährlich nicht nur eine einzige Vorstellung anschaut. Der Abonnent gar oder das Mitglied einer Organisation besucht das Theater jährlich fünf- bis zehnmal. Demnach ergibt eine halbwegs zuverlässige Berechnung eine erhebliche Verminderung der vom Bühnenvolksbund ermittelten Besucherzahl: nicht nur 25 Millionen, sondern weit mehr „Stiefkinder“ waren demnach bislang zu bedauern.

Der legitime Anspruch auch dieses beträchtlichen Volksteils ist nicht nur in der Steuerleistung begründet, im Beitrag zur Subventionierung der großstädtischen und der mittelstädtischen Staats- und Stadttheater. Vielmehr leitet er sich ebenso ab von der demokratischen Forderung, allen Schichten unseres Volkes die geistigen und kulturellen Werte, auch die Schaubühne, nahezubringen. Dieses Nahebringen — tatsächlich ein Bringen, das nicht verwechselt werden sollte mit einem ziemlich problematischen Heranholen durch jene regional sehr begrenzten „Zubringerdienste“ — ist heutzutage technisch möglich geworden. Der motorisierte, der moderne „Grüne Wagen“ kann nicht nur das Personal, sondern er kann komplette Bühnen schnell und leicht transportieren, mit allem Inventar und, für das Publikum der kleinen Orte, wo keine Theaterge-

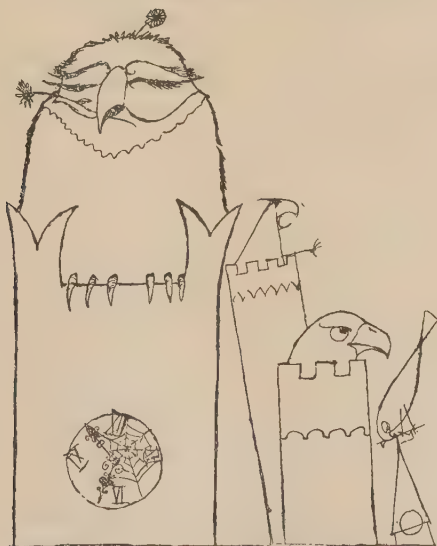
bäude existieren, mit zusammenlegbaren, schalldichten Wänden und Dächern, mitsamt den Sitzreihen (die ja doch — unsere hochnäsigen Kulturprotzen mögen den Hinweis verzeihen! — der Zirkus stets, auch in technisch noch recht mageren Verhältnissen, mit auf die Reise nahm).

Selbstredend resultiert das Unbehagen vor der heutigen Theatersituation — bei rekordhafter Frequenz, bei überfüllten Häusern — in hohem Grad aus der von keiner Propaganda, erst recht nicht von den Prunkfassaden unserer neuen Theaterbauten zu verdeckenden Diskrepanz zwischen dem finanziellen Aufwand, jener halben Million DMark pro Spieltag, und dem kulturellen und künstlerischen Ertrag. Gewiß gelangen auch heute imponierende „stehende“ Aufführungen. Sie sind möglich in dem Glücksfall, wenn wichtige Schauspieler nicht grade aus dem Ensemble gerissen, nicht in den Ateliers, nicht in den Studios des Funks und der Television usurpiert sind. Auf die frühere Stetigkeit, auf die stetige Gleichwertigkeit müssen jedoch auch die als erstrangig geltenden Bühnen verzichten. Nun hat es Personalkrisen wohl stets gegeben, auch in den glücklichsten Theaterepochen. Wie schon gesagt: Film und Rundfunk lockten auch vor drei Jahrzehnten mit fetten Gagen die Mimen aus den Ensembles. Auch mag daran erinnert werden, daß schon Kainz und Matkowsky, daß Schildkraut und Bassermann, daß just die brillantesten, die in ihrer Zeit berühmtesten Schauspieler immer mal ausbrachen, daß sie für Gastspiele auf hundert Provinzbühnen ambitionierten, und daß gerade die imposanten Tragöden gar zu gern mal auswärtig in solchen Reißern brillierten, die im Spielplan der vornehm-repräsentativen Bühnen unmöglich waren. Tausendmal spielte Bassermann draußen seinen Emanuel Striese und den Großen Bariton. Schildkraut gar war oft eine Attraktion auf den Brettern des Varietés. Trotzdem standen unerschüttert in allen Theaterstädten, nicht nur in Berlin, die Ensembles. Denn: die deutsche Sprechbühne war bis zum Rand gefüllt mit Persönlichkeiten, mit Persönlichkeitswerten. Diese einzigartige Fülle ließ den Ausbruch des oder der Einzelnen zu. Das Profil, der Stil, die Kontinuität des Ensembles wurden nicht zerstört. Ob man's gern sagt oder nicht, ob man's heute gern hört oder nicht: im deutschen Schicksalsjahr 1933 und in den folgenden Jahren des Unheils hat das deutsche Theater — nach den schon erwähnten Reduktionen — den entscheidenden, einen wahrhaft katastrophalen Blutverlust erlitten. Die deutsche Sprechbühne ist ärmer geworden — nicht so arm allerdings, um resignieren zu müssen. Jedoch gilt es, sich neu einzurichten. Die zweihundert Ensembles von einst, im einstigen Deutschland, hundert „stehende“ Ensembles in der Bundesrepublik sind heute und morgen eine Unmöglichkeit, sofern wir den kulturellen Anspruch nicht herabschrauben, sofern wir von der Schaubühne die Erfüllung des alten Anspruchs fordern. Man beachte wohl: mit ungezählten Profilen sind auch die Vorbilder geschwunden, die Ausbilder, die Lehrmeister, die zentralen, die stilbildenden Kapazitäten, ihre Anziehungskraft, ihre zentripetale Funktion. Es fehlen die

hochsubventionierten Schulen, Theaterhochschulen, die, sollte man denken, aus einem Aufwand von jährlich hundertsechzig Millionen DMark unschwer finanziell zu fundieren seien. Es fehlt das Theatergesetz, das endlich die — von der Bühnengenossenschaft oft verlangte — Ausmerzung eines wilden Agentenunwesens garantiert. Überdies ist' ein Pech, daß auf den meisten Intendantenstühlen nicht wieder wie einst, wie vor 1933, Platz zu sein scheint für Mut und Souveränität; daß viel erzwungene Hörigkeit der Hitlerjahre sich wandelte in freiwillige Gleichschaltung; daß — beispielshalber — trotz den zehn Bänden mit Brechts Dramenwerk die Mär gezüchtet und verbreitet und geglaubt wurde, es gäbe keine deutschen Stücke, nicht die Stücke, die zwar in London, in Paris, in New York bekannt, berühmt sind, die man jedoch bei uns nicht spielt, oder doch nur dort, wo die rar gewordene Unabhängigkeit ab und zu ein halsbrecherisches Abenteuer riskiert. (Erst kürzlich wieder beantwortete ein Bühnenleiter meine Frage, weshalb er partout Brecht nicht spiele, stirnrunzelnd, achselzuckend mit dem Argument: das könne er sich nicht leisten. „Man“, insbesondere auch die lokale Kritik, sei dagegen!)

Daß ein Ensemble auch das Tournee-Ensemble ist: auch dies wurde schon früher gesagt. Fünfzig, hundert Aufführungen des nämlichen Stücks, in der nämlichen Besetzung entschittern — vor ständig wechselndem Publikum, in ständig wechselndem Theaterklima — vermutlich kaum in die lässige Routine von En-suite-Vorstellungen am selben Ort, im selben Haus. Für die Tournee kann das einzelne Stück individueller, somit besser besetzt werden als aus der für ein Jahr oder für mehrere Jahre fest engagierten und noch immer zumeist nach den traditionellen Rollenfächern zusammengesetzten Truppe. Dem normalen „stehenden“ Theater, das im Spieljahr zehn bis zwanzig Premieren herausbringt, stehn für die Proben jeweils nur zwei bis drei Wochen zur Verfügung. Für die Tournee kann in ungleich längerer Probenarbeit die wirklich „fertige“, die „ausgefeilte“ Inszenierung ohne Zeitdruck erarbeitet werden. Die Perfektion macht die Aufführung sehenswert, attraktiv. Sie vermehrt die Nachfrage, stärkt das Bedürfnis, steigert den Theaterbesuch. Sie schafft Maßstäbe und erhöht den Anspruch des Publikums. Natürlich gehn manche „stehenden“ Bühnen auch heute „auf die Dörfer“. Das sind dann die oft zufälligen, die unsystematisch unternommenen „Abstecher“, deren kultureller Ertrag nicht selten ebenso problematisch ist wie es die Unternehmungen einzelner Stars sind, die im Mittelpunkt eines sicheren Erfolgsstücks agieren, die Paraderollen spielen, um sich herum eine Anzahl möglichst billiger Akteure gruppieren und im Umherziehen kraft einer häufig garnicht dem Theater, sondern dem Kino entstammenden Popularität gute Geschäfte machen. Das kulturell und künstlerisch gültige Tournéesystem, das sicherlich nicht in revolutionärem Umschwung denkbar wäre, sondern sich auf dem Fundament — nicht der heutigen rund hundert, aber — vielleicht der dreißig dann

wirklich profilierten Bühnen, gleichsam der Stammbühnen entwickelt: diese aus der Starrheit befreite Betriebsform unterscheidet sich grundsätzlich von der Praxis jener Gelegenheitsgastspiele. Ihr Charakteristikum ist nicht das einzelne Zufalls-Stück, sondern der systematisch gefügte Spielplan. Über ihn, seinen Aufbau, wie überhaupt über Methodik und Organisation ist manches bereits ausgesagt worden; manches wird darüber auszusagen bleiben. Nicht unbekannt ist — gewissermaßen auf der anderen, auf der empfangenden Seite — das „Lindauer System“. In Lindau wird das neue Stadttheater als repräsentative Gastierbühne geführt. Dort wird das Repertoire ausschließlich unterm kulturellen Aspekt entworfen: der jährliche Spielplan reicht von der antiken, der klassischen Tragödie bis zum modernen Drama, bis zur zeitgenössischen Komödie (und umfaßt auch Oper und Operette). In jeder Gattung werden typische Beispiele geboten, für deren Realisierung teils reisende, teils „stehende“ Ensembles (erstrangiger Bühnen) mit Original-Inszenierungen verpflichtet sind. Zweifellos ist diese Lindauer Bühne auf dem Weg der Entwicklung eine wichtige Station. Ihre Premieren sind durchweg großstädtische Ereignisse. Schon äußerlich wird ihre Attraktivität nachgewiesen: auf dem weiträumigen Parkplatz dominieren die jeweils zweihundert bis dreihundert auswärtigen Autos mit süddeutschen, schweizer, österreichischen Nummernschildern. „Stehende“ mittelstädtische Bühnen von geringerem Niveau erfordern Zuschüsse von Hunderttausenden, von mehr als einer Million DMark. Lindau beanspruchte zuletzt eine Jahressubvention von knapp fünfzigtausend DMark. Interessant und aufschlußreich ist gewiß auch diese finanzielle Situation.



Sittenwächter

Kreuder oder die doppelte Zeit

Es ist mit Minuten und Sekunden wie
mit allen Namen, sie haben zwei Seiten,
die eine Seite kann man messen, und mit
der anderen Seite wird man selbst gemessen.

Ein unauffälliger Bürger tritt von einem Familienspaziergang, wie ihn der Zöllner Rousseau gemalt haben könnte, die Frau adrett, die Kinder in blauen Sonntagskleidern, in eine Nebenstraße weg und entschwindet seiner Familie. „Ob er in diesem Augenblick wußte, daß er verschwand? Er blickte eine Sekunde später in die sommerliche Luft, ohne etwas zu sehen, weil er noch immer das Zeichen sah. Aber nun war es schon so, als sähe es ihn.“ Beginnt sein bürgerliches Leben sich mit anderer, geheimnisreicherer Wirklichkeit zu decken? Rundfunk und Polizei werden ihn suchen, weil er dem polizeigesicherten Alltag entwich wie entrückt wurde. „Er hatte den Hut abgenommen und fuhr mit dem Zeigefinger zwischen Hals und Kragen hin und her.“ Verlegenheitsgeste, die zugleich den Abstand zwischen eigener Person und der bürgerlichen Würdemauer des Kragens ausmißt. Doch der Zeigefinger ist über die Mauer gesprungen, ganz wie der Mann, dem er gehört, durch eine unsichtbare, eine Lufttür in die Seitenstraße, „außer Dienst“ trat. Der Mann heißt Gilbert Orlins, und der Text steht im Anfang von Ernst Kreuders Roman „*Die Unauffindbaren*“ (1948); ein unverlierbar sich einprägender Buchbeginn, der so traumklar fortlebt wie die scharf ausgeleuchteten Anfänge Kafkas. — Ein Mann schwingt sich über eine Mauer und landet im parkartigen Garten eines Sanatoriums. Zuvor hat er sich aus fahrendem Zug in die grasiggrüne Stille des Nachmittags geworfen. Der Zug enteilt mit Rauch und Heulen horizontwärts. Der Mann, dem Diktat der Kursbücher abtrünnig, schlendert querfeldein. Vor den Ärzten und dem Direktor bekennt er sich namenlos; aus zeitgenössischer Zeit ab- und über die Mauer weggesprungen, nennt er sich „Mauermann“. Er will nicht mehr mit-fahren, sondern er-fahren, wer er selber ist; der graue Schatten, den er im bisherigen Lebenstag abgibt, scheint nicht mit seinem Selbst identisch zu sein. — Ein zweiter Buchbeginn Kreuders. die stillefordernde Tafel „*Herein ohne anzuklopfen*“ hängt diesem „Erzählung“ geheißenen Roman (1954) als Titel an der Buchtür vor.

Kriminalroman mit Unterwasseraufnahme

Die Helden Kreuders, wenn man jemand einen Helden heißen will, der nur die Spur zu sich selbst sucht, folgen fremdem oder eigenem Zeichen, einer Art psychischer Information oder inwendigem Anruf. Die Erlebnisse des Gilbert Orlins sind Mixtur aus Traum und Kriminal-

roman; düstere Häuserlandschaft, alte Hotels, Dachböden liefern nur die korrespondierenden Szenerien für den Eintritt in die eigene Innen- und Unterwelt. „Prinzipiell neue Gesichtspunkte“, bemerkt C. G. Jung, „werden in der Regel nicht in schon bekanntem Gebiet, sondern an abgelegenen, vermiedenen oder gar verrufenen Orten entdeckt“. Darum ziehen die „Unauffindbaren“, der Geheimbund der Wiederträumer, Orlins aus dem hellglatten Alltag in unwirtliche Bereiche ab und lassen ihm den Menschen in Ursituationen begegnen. Da ist die Geschichte Arthurs, in dem Gut und Schlecht wie Brüder beieinander wohnen und sich die Argumente zureichen. Ein Spiel nennen es beide, wenn der alternde Mann das Mädchen im Keller des einsamen Landhauses einmauert, zum Spaß gewiß nur und für ein paar Stunden, mit einem Stück Gießkannenrohr vor dem Mund. Seine Hände experimentieren Mord und führen eine Szene aus, die sehr anders bei Edgar Poe steht und doch gleicherweise aus den kalten Bereichen der Grausamkeit stammt. Aber „er meinte, er hätte ihr damit ein Paar Flügel verschafft, mit denen sie nicht nur aus dem Keller, sondern aus dieser unheilbaren Welt hätte fliegen können, in die noch nie ein Engel gekommen“. Er geht aus dem Keller und in die Landschaft davon und — findet zum Haus nicht mehr zurück. Angst faßt ihn und treibt ihn in irrender Suche umher; ein Jericho, bricht er unter den anklägerischen Stimmen zur Erde. — Irgendwo ist in Kleistens „Marquise von O.“ zu lesen: „Durch diese schöne Anstrengung mit sich selbst bekannt gemacht, hob sie sich plötzlich, wie an ihrer eigenen Hand, empor.“ Hier geschieht es — um Stockwerke tiefer — wieder, unklassisch wie unromantisch und schön nur, was den friebriigen Glanz der Vokabelfolge, die Hetze der Sätze betrifft: das mit sich selbst wieder Bekanntwerden als Mensch des freieren Atems.

Grenz- und Ursituation des Mords, die Kain-Konstellatlon, endet darum im Lobgesang der nicht mehr handgreiflichen Güter des Lebens. Dann die Geschichte Pats, dem das Unglück nicht wie Schatten folgt, sondern sonnab schon vor ihn, auf seinen Weg vorausgeworfen wird: er behält die Demut der Geduld, die stillere Zeit in der zeitgenössischen Zeit, zurück. Und Orlins träumt über solchen Begegnungen sein eigenes Leben wieder und sich in die Fülle des Einst; träumt sich selbst, nach einem Konzept, in die fast verlorene innere Weite seines Ichs und streicht in der Kajüte auf dem Kahn im Kanal, die wiedergeträumten Punkte einzeln vom Konzept ab, so wie der Kaufmann stimmende Posten in der Nachrechnung abhakt. Und die Grundfigur stimmt erschreckend: geometrisch wird Menschenleben zum Dreieck, spitzester Winkel nach oben; räumlich zu Trichter oder Kegel, der breit anhebt und vieles verwahrt, doch im „Untertage“ von Heute und Gegenwart sich bedrohlich verengt. Bilder aus Kindheit und Jugend multiplizieren noch, machen das Ich räumlich, das als ureigenstes Haus von Treppen und Räumen durchwohnt und durchstiegen wird. „Wie auf einer Drehbühne, die nun zu kreisen beginnt, so geriet mit dem Ruf der Mutter ringsum alles

wieder in Bewegung. Und dann setzte das eilige Herzklopfen in mir ein, mit dem ich nun aufstand wie mit einem Läufer in der Brust, die Dachkammer und die Treppe schienen durch mich hindurchzugehen, und die Haustür öffnete sich in mir.“ Innigere Kommunikation, die auch dem Du von Landschaft und Welt zum Eintritt verhilft. Hier tritt die Geliebte ins Haus und vermehrt Raum, läßt Räume einander durchschießen. Im Augenblicke der Erregung, fiebrigen Angespanntseins vertauschen sich mit den Räumen auch die raumzugehörigen Zeiten, drei plus eine oder die Erlebnisdimension der Zeit: im „*Schwebenden Weg*“, der Heimkehrergeschichte (1947), klinkt der Soldat im Feindland eine Haustür auf, er sucht Streichhölzer, aber „das Licht leuchtet doch“ sagt jemand und knipst Treppenhausbeleuchtung an; da er vergeblich den Karabiner sucht und auf die Uniform hinabblickt, trägt er den dunkelblauen Mantel seines Zivils. Ob er im Kino war, fragt man. Der Kessel, er will sagen: die Kasse war schon geschlossen. Vertausch, das Glück der Metamorphose, scheinbare Unendlichkeit des Daseins, die sich in der Vielgesichtigkeit unseres Ichs, andrängenden und fortfliehenden Bildern bezeugt, gehört der Kindheit, dem noch weiten Bewußtsein an. Später im Leben gilt das nur noch als Symptom, heißt Ichflucht oder Spaltung, attestiert Krankheit. Fülle jedoch und Möglichkeit der Metamorphose verbleibt Geschenk an die Kindheit. „Leise, still, quer durch die Kindheit muß man nach Hause kommen“, heißt es einmal.

Bewährung in den Ursituationen, Gefahr und Liebe, Versuchung und Freundschaft, aber weiten Pulse und Adern, brechen verengte Gefäße auf und holen uns in das Strömende zurück. Und Wiederträumen ist Zurücktauchen, erbarmenswürdige Selbstbesichtigung. „Da hatte einer Unterwasseraufnahmen gemacht von sich selbst, und die schwimmende Herzfigur zeigte Risse, Narben, Flecken und Beulen, die Herzränder ausgefranst.“ Wasservokabeln — sie kehren bei Kreuder immer wieder: von der Feuchte des Mooses, Taugarten, Fließgeräusch bis zu den Schiffsträumen, der Apostrophierung des „kühlen Wasserjahrs“ — sie bezeichnen Ursprung und Erneuerung, als sei alles aus dem Wasser als Urgrund der Wirklichkeit geschehen, wie Thales es meinte. Und warum träumt Gilbert Orlins auf vertäut schaukelndem Kanalschiff schmerzhaft sein Leben zurück?

Szenarien des Abgestellten

Der Professor, der „Mauermann“ in „Herein ohne anzuklopfen“ untersucht, trägt einen milimetergenau geschnittenen weißen Spitzbart, der wie Chiffre, Monogramm des Sanatoriumslebens, wirkt. Freundliche Strenge regiert das Haus mit den Milchglasscheiben. Die hier abgestiegen sind, sollen in Monaten Gesunde werden, um in die Wirklichkeit der Erfolgsgesellschaft mit Klingelknopfkomfort und zeiteinteilenden Kalerndern zurückzugehen. Aber wurden sie nicht „wirklicher“, da sie diese Gesellschaft verließen, die verlangte Larve vom Gesicht lösten?

Das Gesicht ist entstellt, doch anders als das des Dorian Gray, der sich selbst entstellte. Das verletzte Gesicht kennt die Friedenstaube nur als berühmte Graphik, die sich eine Zeit lang auf dem Papierbaum der Zeitungen niederläßt. Das Gehör des verletzten Gesichtes nimmt durch alle Schleier von Musik immer Marschritte von Truppen wahr, die keineswegs imaginär hallen. Auch das Sanatorium gliedert sich gedankenschnell in den Betrieb von Industrie und Krieg ein, Abteilung: Reparaturen. Der Mensch wird wiederhergestellt im Laboratoriumshaus mit den Milchglasscheiben. Kreuder kriegt das mit böser Genauigkeit in den Griff, läßt den spitzbärtigen Professor einen Anfall erleiden und ihn, den Reparatteur, ebenfalls aus der zeitgenössischen Zeit heraustreten und verlegt die Heilstätte in die pflanzenumwachsene Einsiedelei des tauben alten Gärtners. — Zurück zur Spitzbart-Chiffre: der verstörte Professor schneidet sich den allegorischen Spitzbart ab, und der Gärtner äußert seine Ansicht darüber auf der verständigenden Schiefertafel: „Früher war sein Vollbart rund, dann stutzte er ihn spitzer und spitzer, alles spitzte sich in ihm zu.“ Das wäre die Lebensfigur, von der wir sprachen: Dreieck oder Kegel oder Pyramide, die oben den Atem dünn werden und die Fülle des Einst, den Kindheitsansatz des Menschen, die Breite unseres Erlebnis-Souterrains vergessen lassen.

Aber die Topographie dieser gärtnerischen Einsiedelei interessiert, und die Beschreibungen der Orte überhaupt, an denen die „prinzipiell neuen Gesichtspunkte“ auftreten, die sehr alt heißen müssen. „Ich ging aus dem Zimmer und durch die Nachmittagsschwüle in den Garten, es roch durchdringend nach geschnittenem Gras und nach Harz und Rosen, in dem Feuerblau oben gab es nicht einen weißen Hauch, große Reglosigkeit des Sommers. Ich blickte mich in der Luft um. In der Tiefe des Gartens, zwischen hohen Tannen stieg ein dünner, blaßblauer Rauchfaden auf. Ich zwängte mich durch dichte grüne Fliederbüsche, stieg über einen Zaun aus Reiser und stand in einem Wildgarten. Ich richtete mich nach den hohen Tannen, zwängte mich durch Ligusterhecken und kam auf einen Grasplatz und sah das niedrige, alte Steinhaus mit der schwarzen Blechröhre auf dem bemoosten Dach.“ Sammeln wir die markierenden Vokabeln: geschnitten, reglos, dünn, blaß, Rauch, Faden, Reiser, niedrig, alt, schwarz, bemoost. Eine Vokabel-Lese, die das Vergehen fixiert. Oder das Eingehen und Übergehen in andere Zustände? Im breiträumigen Ofen des Sommers verbrennt Kreuder die Stoffe und Materialien bis zur Dürre, bis ins Alte und Schwarze; man nehme nur als Paradigma seiner Gedichte „Versunkener Garten“. Versunken schon, ab- und hinabgetan der Bestand, reimen die Wörter sich sinnlich und sinnvoll: Bröckeln auf Zeit, Einöde auf Stille und Unterkehren, Verklingen auf Ruh, die Tiefe. Und Brüche sind Altern, bitter und abgeschieden, Schwinden und Gilben senkt in die Stunde der Vergessenheit. Das wäre Herbstszenerie des als welk Abgestellten.

Ähnlich die Eingänge zu den Handlungsorten und die Orte selbst. Das

Gasthaus im Eingangskapitel zu den „Unauffindbaren“ heißt HOTEL ZUM LEICHEN STERN, der Anfangsbuchstabe B fehlt, Wind, Hitze und Regen haben ihn abgeblättert, die Hausfassade ruinös gemacht, der Natur mit ihrem Gesetz immer wiederkehrenden Verfalls angenähert. — Das Atelier in „Herein ohne anzuklopfen“, Atelier außer Dienst, in dem das grandiose Liebesduett zwischen dem einsamen Heimkehrer und der wartenden Frau spielt, eine possenhafte Maskerade der Verkleidungen, ist ein Dschungel von Möbeln und Bücherstößen, geplatzten Koffern, Hutschachteln, Kleidern und Schuhen, Goldrahmen, Stoffrosen und Lampen. Das bekannte Inventar der poetisch verwirrten Bodenräume, in denen die „Gesellschaft vom Dachboden“ (1946) residiert, braucht nicht angefügt zu werden. Kreuder liebt mit Absicht diese Stilleben aus Abgestelltem, im französischen Wortsinn „nature morte“, die Dinge außerhalb und hinter wirtschaftlicher Verwertung und darum Wertung. Und in ihnen siedelt er seine Flüchtigen und Querköpfigen, die sich selbst Abwertenden, die sich wirtschaftlichem Erfolgsspiel entziehen, sehr brüderlich an. Auch sie sind „abgestellt“, doch im zweifachen Sinn: aus dem Alltag ausgebrochen und für Büro und geschäftliche Partnerschaft wertlos, gewissenlos die behördliche Karteikarte Verlassende und damit zugriffslos; zugleich aber „abgestellt“ zu jenem sonderbaren Kommando, dem eigenen Ich das ergänzende Selbst in den Erscheinungen der Welt hinzuzuentdecken, sich im umfassenden Atem geeint zu finden: in der anderen Zeit, die über Uhren- und Kalenderzeit hinausreicht, nicht mehr tickt und nicht mehr abgerissen wird.

Völlige Wertlosigkeit kennzeichnet die Orte, an denen man sich findet und ins Andere einkehrt. Verdorrte Stätten gewissermaßen, die den verdorrenden, dürstenden Menschen magisch anziehen, weil er Übereinstimmung mit der Szenerie fühlt. Die hohen, ausdörrenden Sommer bei Kreuder, der stete August — er ist Kreuders Geburtsmonat — schließen klimatisch das bedrängende Kleid der Ausweglosigkeit, an die sich Wasserzeit, das Fluten und die Flüsse, Orlins' Kanalschiff und der wogenschaukelnde Dampfer der Dachbodenleute, Brise der Freiheit und die andere, kontinent- und geschäfteferne Zeit anschließen muß. Die Lebensfigur taucht, Kommunikation heischend, zurück: in die feuchten Kellergelasse von Erinnerung und Besinnung. Warum siedelt die Dachbodengesellschaft in den tiefsten Keller eines Neubaus um und begründet sich neu? Waldemar spricht die Stiftungsworte: „Da sitzen wir unter dem Keller unter dem Bauplatz. Wir sind niemand, wir wissen nicht, ob wir zu euch reden dürfen, unerkannte, gute Geister. Wir sind Schüler ohne Meister. Nicht eingeweiht, kennen wir doch die Verpflichtung. So unwissend wie wir sind, lieben wir euch doch und fürchten uns nicht. Nicht nur, weil wir niemand ein Leid antun, sondern weil wir an das alte Geheimnis der Freude glauben. Wir glauben an die Freude der Bäume, an die Freude des Wassers.“ Freude — das erinnert an die weltmusizierte deutsche Symphonie mit den Chören, Konzertsaal-Humanität.

Zeit, an der man gemessen wird

Aber Kreuder ist wider die Konzertsäle der Bildungshumanität und für die Erfahrung, die mit Zweifeln knebelt; Freude als fernerer Sang, in der Person erlitten und nicht von Orchestern vorgespielt. Und doch deckt sich die Symphonie mit dem dichterischen Werk in der Bruder-Vokabel. Jedoch sei weiter zurückgegriffen, in das siebzehnte, das Barockjahrhundert, da es mystische Bruderschaften wie die Rosenkreutzer gab, die nicht des Jubels der Musik bedurften, um zueinander zu finden und eins zu sein. Alchemistischer Geheimorden, meldet das Lexikon. Das wäre Zusammenkehr von Mensch und Ding in die Ordnung umfassenderen Atems — mit dem Geheimziel der Veredelung von Mensch und Materie, ihrer Annäherung. Notieren wir die Bruderschaften bei Kreuder: die Dachbodengesellschaft, die Unauffindbaren oder der Geheimbund der Wiederträumer, im letzten, noch unveröffentlichten Roman „*Agimos oder die Weltgehilfen*“ ist es die Akademie der gilbenden und modernden Speichen, Speichen des Rades der Jahreszeiten. Immer also herrscht wieder das Zurücktauchen in den Jahres- und Weltkreislauf. Und die Sich-Erinnernden, trunken Zurücktauchenden werden brüderliche Gesellschaft. Nicht Sekte, nie frömmelnd. Doch wenn man in stillster innerer Pause in sich selbst innewird, daß wir „Geduldete sind unter dem Himmel, in der himmlischen Herberge der Zeit; daß uns nichts gehört als das Heimliche, die heimliche Gegenwart, nichts, nicht einmal der Staub“: von woan und worin zählten wir dann, wenn nicht in jener anderen, zweiten und übergeordneten Zeit, die unser Sein verhaltener ortet und zeitet? Es gibt Flügelschläge quer durch den Alltag, düstern blitzende. Die Buchseiten Kreuders, lesend geblättert, sind solche Flügelschläge.

Ich höre den Regen
Fallen am Rio Grande,
Den Regen fallen am Don,
Regen am Manzanares,
Regen.
Ich höre den Regen
Fallen am Strom dessen Name
Schmal und nah tönt wie Glas.
Da fällt er ins schwarze Laub
Das den Wein birgt,
Die Traube Verzaubrung,
Beere Vergessens.
Ich schlafe ein

In den alten Flüssen.
Die Muschel des Herzens
Berichtet die Kunde:
Gelöschtes Bordlicht.
Das welkende Segel.
Ein rostendes Ruder.
Verschollene Küsse
Noch an den Wimpeln
Im Fahrtwind knisternd.
Von den Ufern all
die Gitarren des Abschieds.

Marylou Solms

Gefährtin der Dichter

In Memoriam: Elisabeth Beerbohm-Jungmann

Eine Zeitungsnotiz aus Rapallo, Lady Elisabeth Beerbohm sei zu Anfang Januar in ihrem „Villino Chiaro“ tot aufgefunden worden, hat die vielen Freunde dieser in ihrem Wesen und ihrem Schicksal einzigartigen Frau in Bestürzung und Trauer versetzt. Drei Dichtern ist die Justizratstochter aus dem oberschlesischen Oppeln auf ihrem Wege durchs Leben begegnet, und ihnen allen hat sie selbstlos und opferfreudig gedient. Eine ungewöhnliche Begeisterungsfähigkeit und Bereitschaft zur Verehrung, verbunden mit einem lebhaften, immer aktiven Temperament, machten sie zur idealen Gefährtin schöpferischer Geister.

Fast ein halbes Menschenalter hindurch — bis 1933 — war sie Sekretärin und Werkstattgehilfin Gerhart Hauptmanns. Wo immer man dem Dichter und seiner Gattin begegnete, stets war Elisabeth Jungmann gleich in der Nähe, und ich sehe sie noch, als sei es erst gestern gewesen, hoher Gestalt, das ausdrucksvolle Haupt in die Meeresbrise hebend — W. E. Süskind hat mit Recht indianische Züge in ihm wahrgenommen — über die Wiesenhügel und Dünen von Hiddensee daherkommen, manchmal ein frisches Diktat Hauptmanns in der Rechten schwenkend oder schon aus der Ferne mit schwingender Gebärde winkend, wenn sie wieder einmal die Einladung zu einer nächtlichen Vigilie im Hause „Seedorf“ überbrachte. Sie war die Mittlerin für die Freunde des Dichters und zugleich die Hüterin des Hauses, die unerwünschte Störungen durch allzu aufdringliche Neugier Fremder von ihm und der schöpferischen Klausur Hauptmanns fernhielt. Eines Abends im Sommer des dunklen deutschen Schicksalsjahres 1933 saß Rudolf G. Binding, Poet und Grandseigneur, unter den Gästen der Tafelrunde und entzückte Hauptmann durch seine pointierte, nonchalante Plauderkunst, mit der er aus seinem bunten Leben berichtete. Elisabeth Jungmann hing an seinem Munde. Als wir uns zu sehr später Stunde verabschiedeten, begleitete sie Binding, der hügelaufwärts im „Haus am Meer“ wohnte, heim. Uns war auch noch nach einem nächtlichen Spaziergang zumute; aber nach einer kurzen Strecke verließen wir die beiden, und Elisabeth Jungmann führte den Dichter allein über den Wiesenhang nach Hause. Zum Jahresende erhielt ich ein schmales Heft mit dem Titel „Die Gedichte an Kalypso“ und der Widmung: „In Erinnerung der hellen Nächte von Hiddensee 1933, zugleich im Namen der Kalypso und mit Grüßen von Rudolf G. Binding“. Es waren seine schönsten Liebesgedichte, die dem alternden Dichter die Begegnung mit Elisabeth Jungmann geschenkt

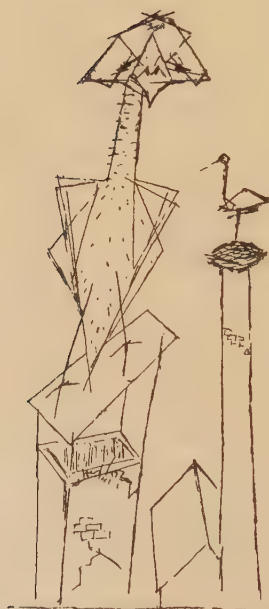
hatte. Die Verzauberung durch die Liebe hatte Hiddensee zu Ogygia und die Freundin zur Nymphe Kalypso gewandelt. In einer späteren Ausgabe war sie dann — man schrieb immerhin schon das Jahr 1935 — zur „Nordischen Kalypso“ geworden. Ich fand einen Vierzeiler in dem lyrischen Reigen, der vielleicht das tiefste Wesen Elisabeth Jungmanns wie in einen kostbaren Ring faßte:

Sie macht das Schwere leicht
und Allzuleichtes beschwert sie.
Alles erhält ein süßes Gewicht
zu ewigem Bleiben — doch ohne Beschwer.

Das Schicksal — und der bösertige Unfug des „Dritten Reiches“ — haben es mit dem Liebenden nicht gut gemeint. Im Spätsommer 1937 sah ich Elisabeth Jungmann als dienende Herrin des Hauses in der Starnberger Villa Bindings walten, der die jüdische Gefährtin noch immer gegen nazistisches Mißtrauen abschirmte. Dann kamen die verhängnisvollen „Nürnberger Gesetze“, und Binding starb plötzlich an den Folgen einer Operation. Im Dezember 1938 hat uns Elisabeth Jungmann zum letzten Mal in Berlin besucht. Unser Zusammensein war melancholisch beschattet von ihrer bevorstehenden Emigration aus dem durch die Synagogenbrände geschändeten Deutschland. Bis in den Januar hinein verlebte sie noch einmal glückliche Tage bei Hauptmanns in Rapallo. Dann kam ein Brief von ihr aus Gloucestershire, wo sie bei Hauptmanns Malerfreund Sir William Rothenstein als Hausdame untergekommen war. Sie schien nicht glücklich, sondern — wie sie schrieb — „von einer quälenden Sehnsucht und Bangigkeit so geschlagen, daß ich mich kaum einleben und erholen kann“. Aber dann fing die tapfere Frau sich wieder. Durch einen Freund Hauptmanns, Professor Stirk, war sie ins Foreign Office gekommen, und sie betäubte sich durch angstrengteste Arbeit. Nach der Katastrophe des „Dritten Reiches“ erschien sie im Gefolge des Kulturbeauftragten der Britischen Besatzungsmacht, des ausgezeichneten Headmasters von Eton College, Robert Birley, in Berlin und entfaltete eine ausgedehnte Hilfstätigkeit für alle geistigen Interessen, an die noch lange voll Dankbarkeit gedacht werden wird. Den Dichter T. S. Eliot begleitete sie auf einer Vortragsreise, und unermüdlich knüpfte sie die Fäden gegenseitigen kulturellen Verstehens. Dann schenkte ihr das Leben die dritte beglückende Begegnung: In Rapallo wurde sie die hingebende Betreuerin und Gefährtin eines der letzten Victorianer, des Schriftstellers und Karikaturisten Sir Max Beerbohm, eines alten Freundes von Gerhart Hauptmann. Er hat sie kurz vor seinem Tode zu seiner Frau gemacht, und sie widmete die ihr noch verbliebenen zwei Jahre der Pflege seines Andenkens und seines Nachlebens in einer beispiellosen Treue und Ausschließlichkeit, durch die sie sich von der Welt abkapselte, bis ihr Herz, das so leidenschaftlich geschlagen hatte, jählings stillestand.

In Gerhart Hauptmanns dramatischem Gedicht „Indipohdi“ gibt es eine Gestalt, in der Elisabeth Beerbohm-Jungmann vorgebildet erscheint: die indianische Gefährtin des weißen Magiers Prospero, die ihn bis an den Kraterrand des Todes begleitet, dem Geiste des Großen in opfervollem Dienste hingegeben bis zur Selbstaufgabe. Gedenke ich ihres Hingangs so bald nach dem Tode des lieben verehrten Sir Max, so klingen in mir die Verse auf, die Tehura auf seinem letzten Gange zu Prospero spricht:

... Dein Weg und deine Bahn ist dein.
Nicht hab' ich Feuerflügel, deinen gleich,
mich in die Überwelt hinaufzuschrauben.
Doch durch das Tor des Todes schreit' ich mit dir!



Jugendlicher Pleitegeier

(4 Zeichnungen aus Eckehard Eickhoffs „neuer Ornithologie“)

Sinn und Sinnlosigkeit

I

Wenn wir glauben, daß ein lieber Gott über uns wacht, daß er unseren Lebenslauf in Weisheit und Güte lenkt, daß unsere Seelen fortleben und daß an ihnen gut gemacht werden wird, was ihnen auf dieser Erde an Bösem und Schlimmem zugefügt worden ist, so hat das menschliche Leben, das Leben jedes einzelnen Menschen, und also die Welt im Ganzen Zweck und Wert und damit zugleich einen klaren, tiefen und in jeder Beziehung ausreichenden Sinn.

Wenn wir dergleichen aber nicht glauben; wenn wir uns zum Beispiel gegen die Vorstellung auflehnen, daß für Sünden in dieser kurzen irdischen Spanne eine Ewigkeit fürchterlicher Qualen verhängt werden soll, oder wenn wir eine unabsehbar lange überschwängliche Seligkeit mit beständigem Hallelujah-Singen im Anschauen der Herrlichkeit Gottes als unerträglich ablehnen; wenn wir statt dessen glauben, die individuelle Existenz und das Bewußtsein ihrer ender mit dem Tode und was der Einzelne während seines irdischen Daseins nicht erreicht, das wird er nie erreichen, so taucht sogleich die erbarmungslose Frage empor, was alsdann das menschliche Leben für einen Zweck und Wert hat und ob daher nicht die ganze Welt ohne Zweck und ohne Wert bleibt und daher völlig sinnlos ist.

Bekanntlich hat Friedrich Nietzsche dieser Möglichkeit ins Antlitz geblickt und ihr zunächst einmal einen Namen gegeben. Er nennt sie den europäischen Nihilismus. Ihn hält er für das zentrale Problem der europäischen Menschheit, die ja nicht nur in Europa lebt. Der Nihilismus hat, nach Nietzsche, für die Betroffenen die Wirkung einer schweren seelischen Erkrankung. Sie zu heilen, das heißt den Nihilismus zu überwinden, hält der Philosoph für das wichtigste Ziel unserer Zeit und für die ihm selbst vom Schicksal übertragene Aufgabe. Seine Kur besteht in der Schaffung oder Setzung neuer Werte, woran er sich denn auch mit fanatischem Eifer gemacht hat.

Es besteht ja wohl heute kein Zweifel mehr, daß Nietzsches Versuch einer neuen Wertsetzung gescheitert ist. Dagegen hat sich seine Diagnose des europäischen Nihilismus als durchaus zutreffend herausgestellt; und wenn unsere Wirklichkeit von der Lage, die er selbst vor Augen hatte, abweicht, so besteht der Unterschied nur darin, daß die Sinnlosigkeit seither gewachsen ist oder mit unvergleichlich stärkerer Eindringlichkeit uns ins Bewußtsein tritt. Daß es sich dabei um eine europäische Erscheinung handelt, Amerika und die sonst über die Erde verstreute weiße Menschheit mit einbegriffen, auch darin scheint Nietzsche richtig gesehen zu haben. Wenigstens macht es uns den Eindruck, als ob die

Kulturen Asiens — Afrika außerhalb des Islam hat ja wohl die entsprechende Stufe geistesgeschichtlicher Entwicklung noch nicht erreicht — von dem nihilistischen Zerfall garnicht oder doch in viel geringerem Maße ergriffen worden sei.

Die wissenschaftliche Bemühung des 20. Säculums, verglichen mit den zwei oder drei vorausgehenden Jahrhunderten, die sich ihrer Forschungsergebnisse auch schon in keiner Weise zu schämen brauchen, hat zwar den Vorrat gewußter und erkannter Tatsachen noch einmal in ungeheurem und nachgrade unheimlichem Maße gesteigert; jedoch zur Deutung der unübersehbaren Wirklichkeit hat es so gut wie garnichts beigetragen. Im Gegenteil, Welt und Leben als Ganzes sind mit all unserem Wissen nur immer komplizierter, verwirrter, unverständlicher und sinnloser geworden. Jawohl, wir blicken jetzt weit zurück in die farbenreiche, durch je rund drei Jahrtausende sich erstreckende Geschichte des Zweistromlandes und des Nils, die der vertrauten Blütezeit der Hebräer und der Griechen vorausgegangen sind. Es ist uns dadurch deutlicher ins Bewußtsein gerufen worden, daß immer wieder, hier oder da, Machtzentren entstehen, die unüberwindlich und für die Ewigkeit gefügt zu sein scheinen, die sich in bewunderungswürdigen Schöpfungen ausdrücken wie Götterlehren, Rechtssystemen, Baustilen, Kunstwerken und Dichtungen und die dennoch welken und absterben und so völlig vergessen werden, daß ihre Schrift nicht mehr gedeutet werden kann und ihre Sprache nicht länger verstanden wird. Längst fügen wir unsere redliche Sonne mit den sie umtanzenden Planeten in eine himmlische Spirale, das Milchstraßensystem, von solchen Ausmaßen, daß ihre Entfernungen mit Lichtjahren gemessen werden, das heißt, wir benutzen als Maßstab eine Strecke, zu deren Durchquerung das Licht mit seiner Übergeschwindigkeit ein volles Jahr braucht. Ich entsinne mich noch deutlich an die Zeit, da die Existenz anderer Milchstraßensysteme, außerhalb des unsrigen, zwar vermutet wurde, aber nicht bewiesen war. Heute erblicken unsere Riesenteleskope im unendlichen Weltraum ein Gewimmel von Milchstraßensystemen, und man hat ihre Zahl innerhalb des uns überblickbaren Raums auf Billionen geschätzt. Gelehrte behaupten, daß die Erde mit allem, was darauf gelebt und gestrebt hat, eines Tages in die Sonne abstürzen wird. Jedoch nicht in Glanz und Fülle soll sie zu ihrem Ursprung zurückkehren, sondern bis dahin wird die Kraft des Zentralgestirns, zu leuchten und zu wärmen, derart abgenommen haben, daß längst kein Leben und also auch kein Menschenleben auf unserem Planeten mehr möglich ist. Vereist und abgestorben, tot und leer, wird die Erde dort eingehen, von wo sie gekommen ist. Nachdem der Atomzerfall völlig unerwarteter Weise sich als ein Werkzeug der Chronologie herausgestellt hat, ist unsere Vorstellung von kosmischen Zeitspannen phantastisch ausgedehnt worden. Die Verlorenheit unserer Erde inmitten der unübersehbaren Sternenvwelt und die Winzigkeit der uns bekannten Menschengeschichte gegen-

über den ungeheuren Zeitabläufen der Kosmologie ist neuerdings von A. C. B. Lovell, Professor für Radio-Astronomie an der Universität Manchester, in seinen „Reith Lectures“ auf Grund des gegenwärtigen Standes der Forschung überaus eindrucksvoll dargestellt worden (Unter der Gesamtüberschrift „The Individual and the Universe“ in der englischen Wochenschrift „The Listener“ vom 13. November bis 18. Dezember 1958). Danach sind zum Beispiel die äußersten, unseren Fernrohren erkennbaren Gestirne so weit entfernt, daß ihr Licht, um zu uns zu gelangen, mehrere Milliarden Jahre braucht.

Das Erstaunen ist gewachsen, die Welträtsel haben sich gehäuft und sind immer unlösbarer geworden. Und hinter dem allen grinst uns als gräßliche Fratze das letzte aller Rätsel entgegen, die Frage: Was soll das alles? Worin besteht der Zweck der bombastischen Veranstaltung, die wir die Welt nennen? Was hat es für einen Sinn? Und die hohnlachende Antwort droht zu lauten: Es hat keinen Sinn.

II

Nun sollten wir vielleicht einen Augenblick stehen bleiben, um uns darüber klar zu werden, was wir meinen, wenn wir aussagen, daß es keinen Sinn hat, und erst recht, was wir meinen, wenn wir feststellen, daß es einen Sinn hat.

Unser alltägliches Handeln, und sogar unsere Untätigkeit, richten sich nach einem Kompaß: Wir verfolgen Zwecke. Wenn wir garnichts tun, so wollen wir uns ausruhen; oder ein Übelbefinden abklingen lassen, auch wohl eine Krankheit kurieren. Oder wir wollen nur einfach den Frühlingstag genießen, die herumtrippelnden, beschwingt landenden und wieder aufflatternden Tauben beobachten oder dem Spiel der Kinder zusehen. Wenn wir gehen oder fahren, so wollen wir die Stätte unserer Arbeit erreichen oder nach verrichtetem Tagewerk heimkehren, oder wir wollen einkaufen oder eine Verabredung innehalten. Wenn wir sonst nichts vorhaben, so erfinden wir uns Scheinzwecke, im Spiel mit Würfeln oder Karten oder Brettfiguren oder im Sport.

Ein Zweck dient anderen Zwecken, etwa: wir wollen das Examen bestehen, um einen Beruf auszuüben; wir wollen den Beruf ausüben, um Geld zu verdienen; und wir wollen Geld verdienen, um das Mädchen unserer Wahl zu heiraten und mit ihr Kinder aufzuziehen. Aber unsere Ziele sind nicht nur gradlinig an einander gereiht, sondern auch und zugleich: wir wollen einen Beruf ausüben, um uns in der Gesellschaft und vor uns selbst zu bewähren, und wir wollen dabei das Buch schreiben, das wir im Kopfe tragen, oder den Krebsreger entdecken oder Minister werden. Es ist ein Netz von Zwecken, das unser gelebtes Dasein ausmacht.

Nach Zwecken zu handeln oder sich Ziele zu setzen, das gibt dem Leben seinen Wert und damit einen Sinn. Aber Menschen sind verschie-

den. Daher sind auch ihre Zwecke verschieden. Es gibt Mitbürger, die nach nichts anderem streben, als es sich wohl sein zu lassen, und die, wenn sie das erreichen oder in dem Maße, wie sie es erreichen, ihr Leben und damit die Welt durchaus sinnvoll finden. Andere brauchen dazu weitere und höhere Ziele. Ihnen genügt, um die Welt mit Sinn auszustatten, nicht die Erfüllung ihrer persönlichen Wünsche, auch wenn es Wünsche geistiger oder sittlicher Art sind, sondern sie suchen das Glück ihres Vaterlandes oder der Arbeiterklasse oder der Glaubensbrüder oder schließlich das Glück des Menschen, wobei sogleich die Frage hervortritt, was einer unter Glück versteht. Es gibt welche, denen all dieses nicht genügt, die vielmehr wissen wollen, welches denn nun der Zweck aller Zwecke ist, der letzte Zweck oder der Sinn überhaupt. Und es sind grade solche Menschen, denen das Leben und die Welt sinnlos vorkommen, wenn der wahre und eigentliche Sinn nicht angegeben werden kann.

Kurzum, wenn wir nach dem Sinn fragen, so projizieren wir ein menschliches Grundbedürfnis, die Orientierung unserer Handlungen nach Zwecken, in die Welt außer uns.

III

Tiere brauchen keinen Sinn; denn sie orientieren sich nicht nach Zwecken über die Befriedigung ihrer leiblichen Notdurft hinaus, als Nahrung, Geschlechtstrieb, Schutz. Vielleicht fühlt ein Vogel, der sein Nest baut, sich im Dienst eines überwältigend hohen Zieles, mit dem die Frage nach dem Sinn beantwortet wäre, wenn er sie stellte; aber vermutlich stellt er sie nicht. Primitive Menschen — man braucht sie nicht in der Südsee zu suchen, es wimmelt von ihnen auch in hochzivilisierten Großstädten — fordern keinen Sinn; ihr eigenes Wohlbefinden, die schmatzende Freude am Fressen und Saufen, am anderen Geschlecht, am Geld, an der Macht, verleiht ihrem Leben Sinn genug. Aber vermutlich fragen auch sie nicht nach dem Sinn. Die Natur hat keinen Sinn; es gibt sie einfach. Die Welt im Ganzen braucht keinen Sinn und hat infolgedessen keinen Sinn.

Uns erscheint Welt und Leben sinnlos, weil wir einen Sinn verlangen. Daß die Dinge einen Sinn haben — soweit sie ihn haben — ist ein menschliches Privileg. Dann aber ist auch die Sinnlosigkeit ein menschliches Privileg. Die Welt ist für uns ohne Sinn, weil wir und sofern wir von ihr fordern, daß sie sinnvoll sei. Ihre Sinnlosigkeit ist Trug; obwohl für den sinnbedürftigen Menschen ein notwendiger, unvermeidbarer Trug.

Es gibt also keinen Sinn außerhalb unser als etwas, das durch Forschung oder Nachdenken gefunden werden kann. Sinn ist eine subjektive Erscheinung, daher verschieden, je nach der geistigen und seelischen Konstitution jedes Einzelnen (und auch je nach der körperlichen Konstitution, in dem Maße, wie Geistiges und Seelisches vom Körperlichen

abhängen; aber wir wissen darüber noch zu wenig). Man darf dennoch eine beträchtliche Übereinstimmung voraussetzen in dem, was Menschen für den Sinn der Welt halten oder als Sinn fordern, ebenso wie bei aller subjektiven Verschiedenheit Menschen gruppenweise dasselbe oder nahezu dasselbe als wahr oder gut oder schön anerkennen. So wird auch die Vorstellung von dem, was als Sinn der Welt gelten soll, im Großen und Ganzen übereinstimmen bei denen, die mit einander gemeinsam haben, zum Beispiel, sowohl Glauben wie Nationalität, wie Zeit, wie soziale Lage, wie Bildung. Außerdem wird das, was einer als den Sinn der Welt gelten läßt, in hohem Maße von seiner Persönlichkeit bestimmt, davon, was für eine Art Mensch er selber ist. Die Verschiedenheit kann ins Bewußtsein treten, so daß zwei sich darüber streiten mögen, was jeder von ihnen dem Worte Sinn für einen Inhalt zuerkennt. Jedoch sie wird zu einem Teil unterbewußt bleiben, verdeckt dadurch, daß für verschiedene und sogar entgegengesetzte Vorstellungen vom Sinn dieselben Ausdrücke gebraucht werden.

Indessen, wenn auch subjektiv und daher individuell verschieden, so ist doch die Vorstellung vom Sinn in keiner Weise willkürlich. Es steht nicht in deinem Belieben, ob dir Leben und Welt mit Sinn erfüllt ist, erst, wenn du überzeugt bist, daß Gott der Herr dich in ewiger Fortexistenz deiner Seele nach Gebühr belohnen wird, oder schon, wenn du dich mit Behagen an deinen abendlichen Stammtisch setzt. Du kannst dir das nicht aussuchen, denn es hängt nicht von dir ab, wer und was du bist, sondern „nach dem Gesetz, wonach du angetreten“, in Goethes Formulierung, wirst du auch den Sinn aus dir herausprojizieren. Oder aber, wenn wir nicht nur erzogen worden sind, sondern an uns selbst modeln dürfen — und sollten — so haben wir den Sinn in unserer Hand genau in dem Maße, wie wir unser eigenes geistiges und sittliches Format in der Hand haben. Jedenfalls wäre es ein schwerer Denkfehler, aus der Subjektivität, mit der wir die Begriffe Zweck, Ziel, Wert, Sinn mit Inhalt füllen, auf ihre Willkür zu schließen. Der Sinn, den du findest oder den du suchst, erhält seine Form mit Notwendigkeit.

Nietzsches Unterfangen, Werte zu „setzen“, erscheint dadurch gerechtfertigt, daß es mit unserer geschichtlichen Erfahrung übereinstimmt, wonach bisher die absoluten Werte, die der Welt ihren Sinn geben, irgendwann und irgendwie gesetzt worden sind. So verehrt das Judentum seinen Lehrer und Führer Moses, weil es glaubt, daß er die Zehn Gebote als das, was sein soll, mit anderen bindenden Vorschriften auf dem Berge Sinai unter Blitz und Donner in himmlischer Stimme empfangen habe und daß es in den fünf Büchern, die seinen Namen tragen, das Wort Gottes besitze, Silbe für Silbe festgelegt, so daß, wer sinnvoll leben will, dieses Gotteswort nur zu deuten und danach zu handeln brauche. Das Christentum leitet sich davon ab, daß in Jesus das göttliche Wesen selbst Mensch geworden ist und das sinnvolle Leben teils gelehrt teils vorgelebt hat. Nietzsche erkannte hellsichtig, daß, so-

weit diese Gesetze ihre bindende Kraft verloren haben, neue Gesetze mit der gleichen Unbedingtheit und der gleichen sinngebenden Wirkung gefordert werden. Um dieser Forderung zu entsprechen, hatte er zwei Fragen zu entscheiden, nämlich wer diese Gesetze erlassen darf und was sie enthalten sollen. Das zweite Problem löste er mit einem Moralsystem, zu dessen andeutender Bezeichnung hier das Wort Übermensch genügen möge. Dieses System ist, wie sich herausgestellt hat, anfechtbar, während das Gebot „Ehre deinen Vater und deine Mutter“ oder der Spruch „Selig sind, die reinen Herzens sind“ unerschüttert gelten. Aber dies ist nicht der Grund, warum Nietzsches tollkühnes Unternehmen gescheitert ist. Die Schuld daran trägt vielmehr seine Lösung des ersten Problems. Die Antwort nämlich auf die Frage, wer das Gesetz geben darf, hängt davon ab, ob einer es geben kann, das heißt, ob er die Persönlichkeit danach ist und über genug Suggestionskraft verfügt. Trifft das zu, so verliert die Frage, ob das Gesetz denn auch seinem Inhalt nach überzeugt, ihre Wichtigkeit. Die Vorschrift, am siebenten Tage zu ruhen — obwohl vieles zu ihren Gunsten angegeben werden kann — läßt sich weder logisch noch ethisch ableiten. Warum nicht am sechsten oder am achten Tage? Jedoch sie gilt unverbrüchlich — soweit sie gilt — weil der Gesetzgeber Moses über die zwingende Autorität verfügte. Daß er sich dafür auf Gott berufen durfte, folgt aus seiner Autorität (wenn auch die Frommen es umgekehrt sehen, als stammte seine Autorität daher, daß Gott durch ihn spricht). Auch Jesus, Buddha, Mohammed waren solche suggestiv überwältigenden Persönlichkeiten. Das Gesetz, das jeder von ihnen gab, galt für Millionen und durch die Jahrhunderte und gilt noch immer, nicht weil es das „richtige“ oder das „wahre“ Gesetz ist; denn dann müßten all diese Systeme inhaltlich übereinstimmen. Es gilt und galt vielmehr, weil jeder der Verkünder das Format des Gesetzgebers hatte. Auf die Frage: Wer soll die neuen Werte schaffen? lautete Nietzsches Antwort: Ich selbst. Schrieb er sich also das Format der großen Gesetzgeber zu? Aus unserem Gedankengang folgt ohne Zweifel, daß er so von sich dachte; und außerdem läßt sich diese Haltung mit vielen Stellen seines Lebenswerkes belegen. Daß er sich über sein Format täuschte, daß es dazu nicht gereicht hat, darin besteht die Tragik für ihn, und wenn man will, auch für uns; denn wir lechzen ja nach neuen Werten.

IV

Wenn die Werte, die der Welt ihren Sinn geben, subjektiv und je nach dem wertenden Individuum verschieden sind, und wenn daher dieser Sinn selbst subjektiv und von der Person abhängig ist, so scheinen wir damit einem skeptischen und desillusionierten Relativismus ausgeliefert zu werden. Es gibt dann eben den von Gott gewollten oder sonstwie im Absoluten fest begründeten Wert nicht, damit fehlt der durch diesen Wert geformte Sinn, und die Welt ist für den, dem „Gott

gestorben“ ist (um Nietzsches Formel zu gebrauchen), sinnlos und muß es bleiben.

Aber wir wollen uns dabei nicht beruhigen. Wenn auch Nietzsche nicht vermocht hat, neue Werte zu setzen und damit der Welt wieder einen Sinn zu geben, so folgt daraus nicht, daß diese Leistung nicht eines Tages von einer anderen gewaltigeren und naiveren Persönlichkeit vollbracht werden wird. Naiver, das heißt, sie braucht nicht zu wissen, daß der Sinn verloren gegangen ist, und sie darf nicht mit Bewußtsein darauf ausgehen, ihn zu schaffen. Jesus hatte nicht die Absicht, das Christentum zu gründen (N. T., Ev. Matthäi, 5, 17), und Buddha, als er den väterlichen Palast verließ, dachte an keinen Buddhismus.

Aus der Subjektivität und Mannigfaltigkeit der Wertsetzungen sollten wir eine ganz andere Folgerung ziehen, nämlich die Gabe der Wertsetzung und Sinnschöpfung als ein kostbares menschliches Kronrecht begreifen. In einer zweieinhalbtausendjährigen Entwicklung haben wir uns gewöhnt, den höchsten Wert zu betrachten als etwas, das „es gibt“, außerhalb dieser Welt, entweder in einem himmlischen Jenseits oder sonstwie als etwas Absolutes. Aber den Wert kann es nicht „geben“. Werten ist eine Tätigkeit. Das Verlangen nach einem höchsten Wert und damit nach Sinn haftet an dem wertenden und Sinn verlangenden Menschen. Die Fähigkeit dazu ist auf den Menschen beschränkt und macht ihn zum Menschen ebenso wie der Wille zur Gerechtigkeit, der Drang nach Wahrheit und die Bereitschaft zur Nächstenliebe. Es läßt sich bei gewissenhafter Selbstprüfung nicht ausdenken, welche andere Bedeutung die Worte Wert und Sinn denn haben sollten. Statt also am Sinn dieser Welt zu verzweifeln, dürfen wir unser Selbstgefühl darauf gründen, daß wir es sind, die das Leben und die Welt mit Zweck, Wert und Sinn erfüllen.

Die entscheidende Tat der Wertschöpfung und Sinngebung muß jeder für sich selber vollbringen. Sollte eines Tages wieder ein Genie auftreten, ein Religionsstifter, wie wir nach überlieferten Vorbildern sagen würden, der es für uns leistet, so werden dennoch wir selber es sein, jeder von uns, der aus eigenem Entschluß die neue Lehre annehmen — oder ablehnen — muß. Gewöhnlich wird dieser Vorgang verschleiert dadurch, daß Menschen ihren Glauben überliefert bekommen, als Kinder, von den Eltern her. Sie werden hineingeboren und geraten nicht in die Lage, sich zu entscheiden, außer wenn sie, herangewachsen, abfallen sollten, wozu — soweit es nicht um der Vorteile willen geschieht — ein sehr seltenes Maß geistiger Selbständigkeit gehört. Indessen unter gewissen Umständen tritt die Feuerprobe der Entscheidung an den schlichten Einzelnen heran, wie es im Anfang unserer Zeitrechnung der Fall war, als es galt, die vertrauten, in ihrer leiblichen Form vor die Sinne gestellten Götter der Antike zu verlassen und statt ihrer den Einen unsichtbaren Gott anzubeten, ein Entschluß, der unter Gefahr des Märtyrertodes gefaßt werden mußte.

Ursprünglich fühlte der Mensch, wenigstens der in der europäischen Überlieferung stehende, sich als den Mittelpunkt des Alls. Um seinetwillen war die Welt geschaffen worden, um ihn drehten sich Sonne, Mond und Sterne, für seine Seligkeit oder Verdammnis sollte die Zeit in einen ewigen Zustand übergehen. Unser vorwitziges, von keiner Ehrfurcht mehr gebundenes Forschen hat uns unsanft aus dem Zentrum geschleudert. Inmitten des unvorstellbar großen, von Sonnen übersäten Ganzen gleicht die Erde an Unwichtigkeit einem Staubkorn. Organisches Leben und also irgendeine Art von Menschentum mag immerhin selten vorkommen, hier und da, räumlich durch tausende von Lichtjahren getrennt, auf Fristen, die in der Unendlichkeit der Zeit aufleuchten wie Funken. Aber da wir zu der Annahme gedrängt werden, daß es im Gewimmel der Sterne dergleichen gibt, so hat die Spezies, zu der wir gehören, ihre Einmaligkeit verloren.

Was heißt groß, was heißt klein, was heißt viel oder wenig, was heißt wichtig und unwichtig? Es ist eine Sache der Wertung. Die wertsetzende Instanz aber sind wir selbst; in der Formulierung des griechischen Philosophen Protagoras, des ersten Sophisten, wie er selber sich genannt hat: Der Mensch ist das Maß aller Dinge. Er wird es nicht so gemeint haben, wie wir es heute verstehen; denn von der Welt, die unserem Wissen offensteht, war ihm nur ein winziger Ausschnitt bekannt. Aber vielleicht hat er in seine Formel ein Quantum tiefsinniger Weisheit gepreßt, das wir nicht mehr auszugraben vermögen.

Wenn wir verstehen, daß die Werte von uns geschaffen werden und daß wir es sind, die den Sinn hervorbringen, so rückt der Mensch an seinen alten Platz in der Mitte der Welt. Die Dinge beziehen sich wieder auf ihn, die wirklichen und die unwirklichen; der Raum und die Zeit; die Unendlichkeit und die Ewigkeit. Von ihm empfangen sie ihre Ordnung und ihren Rang. Er läßt die Welt um sich kreisen, nicht mehr in Aberglauben und kindlicher Beschränktheit des Wissens, sondern erwachsen und aufgeklärt, in freier Ausübung seiner Macht der Wertsetzung und Sinngebung und in demütiger Hinnahme seiner Ohnmacht.

ZEITSCHRIFTEN-RUNDSCHAU

Die Problematik einer deutschen Kulturpolitik beschäftigt weiterhin die Gemüter. Die „*Neue Gesellschaft*“ bringt im 1. Heft ihres 6. Jahrganges (Jan./Febr. 1959) gleich vier wertvolle Beiträge zur Diskussion. Heinrich Landahl, Hamburg schreibt über den Staat als Träger der Kulturpolitik, Kurt Frey, Bad Godesberg untersucht die Chancen und die Gefahren des Föderalismus in dieser Hinsicht, MdB Heinz Kühn nimmt den Steltzerschen Faden der auswärtigen Kulturarbeit auf und Helmut Lindemann entwirft eine Vision deutscher Kulturpolitik. Er schreibt die Armut der deutschen Kulturpolitik den Mängeln des föderalistischen Aufbaues und der Provinzialisierung Deutschlands zu. Eine deutsche Kulturpolitik könne nur als Teil einer Bundespolitik wirksam werden; aber selbst dafür fehlen die Voraussetzungen; es sei denn man entschlösse sich, dem gesamtdeutschen Ministerium kulturpolitische Kompetenzen zu geben. Denn deutsche Kulturpolitik muß in erster Linie die Bundesbürger den Deutschen jenseits der Zonengrenze „glaubwürdig“ machen:

„Die Vision einer deutschen Kulturpolitik, die hier mit dünnen Strichen skizziert worden ist, mag manchem allzu dürftig erscheinen. Dazu seien ein paar abschließende Bemerkungen gestattet. Einerseits erscheint dem Verfasser anderes als eine dürftige Skizze überhaupt nicht möglich und zulässig. Möglich ist mehr deshalb nicht, weil uns, wie vorher dargelegt, die verfassungsrechtlichen und institutionellen Voraussetzungen für eine umfassende deutsche Kulturpolitik in der Bundesrepublik fehlen. Zulässig erscheint ein Mehr an Plänen und Entwürfen nicht, weil wir nicht in einem Wolkenkuckucksheim leben, sondern eben in dieser Bundesrepublik, deren wirtschaftlicher Wohlstand nicht über die Ärmlichkeit unserer Ausstattung mit politischen und sozialen Ideen hinwegtäuschen darf.

Eine Ärmlichkeit, die nirgends augenfälliger wird als vor der heute entscheidenden Frage unserer Geschichte: ob wir die Kraft besitzen, die von uns selbst mitverschuldete Spaltung unserer Nation und Europas zu überwinden. In dieser Situation kommt es uns nicht zu, pompöse Programme vorzulegen, sondern nur das Notwendige in aller Bescheidenheit darzulegen. Das aber dürfte heute, soweit die Kulturpolitik im besonderen betroffen ist, darin bestehen, daß wir uns den Deutschen jenseits der Zonengrenze glaubwürdig machen. Es kommt darauf an, darzulegen, daß wir für die Freiheit, die wir immer wieder bekennen und ihnen verheißsen, mit vollem Ernst eintreten — und zwar auch dann, wenn Entscheidungen, die in Freiheit getroffen werden, anders ausfallen sollten, als es heute manchem Bürger der Bundesrepublik wünschenswert oder auch nur wahrscheinlich ist.“

Senator Landahl verweist dankenswerter Weise auf die Bundestagsentschließung zur Behebung kulturpolitischer Mängel, die heute so aktuell ist wie je:

Der Deutsche Bundestag hat am Ende seiner Beratungen eine sehr klug exakt und gefaßte Entschließung einstimmig angenommen. Sie lautet:

„Die Bundesregierung wird ersucht, auf der Grundlage der im Grundgesetz festgelegten Verteilung der Kompetenzen Verhandlungen mit den Ländern darüber aufzunehmen, welche Aufgaben auf dem Gebiet der Kulturpolitik künftighin nur vom Bund, nur von den Ländern oder vom Bund und den Ländern gemeinsam gefördert werden sollen; insbesondere soll die Beseitigung akuter Notstände, wie

- a) der Schulraumnot,
- b) des Lehrermangels und
- c) des Mangels an Lehrkräften an wissenschaftlichen Hochschulen in die Verhandlungen einbezogen werden“.

In die gleiche Richtung weist der Beschluß des Ministerpräsidenten. Er beginnt mit folgenden Absätzen:

„Die Abgrenzung der Zuständigkeiten auf kulturellem Gebiet ist durch das Grundgesetz im Sinne der Zuständigkeit der Länder eindeutig festgelegt. Das gilt sowohl für die Gesetzgebung als auch für die Verwaltung und damit auch für die Wahrnehmung dieser Aufgaben in finanzieller Hinsicht.

Der nicht hinreichend ausgewogene bundesstaatliche Finanzausgleich macht es jedoch den Ländern in zunehmendem Maße möglich, ihre Aufgaben auf diesen ihren ureigensten Gebieten in vollem Umfange zu erfüllen. Dieser Umstand hat dazu geführt, daß der Bund infolge seiner größeren Finanzkraft mehr und mehr mit Förderungsmaßnahmen auf kulturellem Gebiet tätig werden konnte.

Diese Entwicklung bedarf einer grundsätzlichen Bereinigung, die die Länder unter allen Umständen anstreben. Bis zu dieser grundsätzlichen Neuordnung sind sie mit einer Übergangsregelung einverstanden, damit zeitbedingte praktische Maßnahmen auf dem kulturellen Sektor ohne Verzug und ohne Unterbrechung durchgeführt werden können.

Entscheidende Voraussetzung für den Erfolg der bevorstehenden Verhandlungen ist der Verzicht auf jede Debatte über Kompetenzen und Zuständigkeiten, die immer zeitraubend und unfruchtbar ist. Angesichts der kritischen Situation in unserer Kulturpolitik würde sie nutzlose Zeitvergeudung sein. Wir müssen schnell zur praktischen Bewältigung der dringenden Aufgaben kommen, damit gefährliche Notzustände nicht erst irreparabel werden.“

Denn ohne diese Notstände zu beheben, können wir auch keine kulturellen Auslandsaufgaben erfüllen. Der Bundesminister des Äußeren hat mehr als einmal Bitten um Lehrkräfte und Ausbilder abschlagen müssen. An unseren eigenen Technischen Hochschulen fehlen allein 100 Professoren und 800 Assistenten. Die sind notwendig, auch wenn man den Übertreibungen der

Expertenwirtschaft nicht verfällt, die Manfred Kühn in den „Gewerkschaftlichen Monatsheften“ (2/1959) mit Recht geißelt:

„Nichts ist für (dieses) politische Denken in ausschließlich wirtschaftlichen Kategorien bezeichnender als die Nachwuchshysterie, die gegenwärtig allein für den technischen Nachwuchs entfesselt wird. Als ob soziale Probleme dadurch gelöst würden, daß alle begabten jungen Leute Techniker werden! Als ob man sich über die elementaren Voraussetzungen hinwegsetzen könnte, auf denen allein eine für das Soziale Ganze fruchtbare Technik entstehen könnte! Als ob man nicht gerade mit dieser — alle tiefen Zusammenhänge verkennenden — Nachwuchshysterie der Technik der Expertokratie mit ihren totalitären Zügen den Weg bereiten würde! Da manifestiert sich der moderne Aberglaube an den ‚Fortschritt‘ durch rein technische Entwicklungen und durch Steigerung des Lebensstandards in einer letzten, schlechthin grotesk anmutenden Form. Wie weit man sich damit von einer Grundvorstellung demokratischer Herrschaft entfernt hat, wird weithin überhaupt nicht einmal mehr wahrgenommen.“ Soweit die „Gewerkschaftlichen Monatshefte“, die unter der Leitung von Dr. Walter Fabian immer mehr zu einem kulturkritischen Organ von hohen Graden werden.

Heinz Kühn — in der „Neuen Gesellschaft“ — erinnert nachdrücklich an die internationale Szene: „Im beginnenden Zeitalter der Automation mit seinem enormen Bedarf an wissenschaftlich und technisch vorgebildeten Menschen ist der Kampf der Hörsäle zwischen den USA und der UdSSR in voller Schärfe entbrannt. Im Jahre 1955 lagen die Amerikaner mit 23 000 Absolventen Technischer Hochschulen weit hinter den 63 000 der Russen zurück. Die USA haben daraufhin die Verdoppelung ihrer Hochschulen bis zum Jahre 1970 beschlossen; Chruschtschow hat in seinem Plan, auf den er die These vom Einholen des Westens stützt, eine Steigerung um 50 v. H. angekündigt.

Heute bereits hat die UdSSR 179 technische Hochschulen und 33 Universitäten, die Naturwissenschaftler ausbilden.

Dabei ist nach zuverlässigen Meldungen die Zahl der ausländischen Studenten an den sowjetischen Universitäten nicht größer als diejenige an den Universitäten der Bundesrepublik: in beiden Ländern etwa 15 000. Während jedoch bei uns davon nur 4000 aus den asiatischen und arabischen Ländern kommen, liegt an den sowjetischen Universitäten das Schwergewicht bei dieser Gruppe. Die Amerikaner haben um die Jahrhundertwende die Entschädigung aus dem Boxeraufstand benutzt, um hunderte chinesischer Studenten an die Universitäten ihres Landes zu bringen. Wir haben heute keine so leichte „Kalkulationsgrundlage“, wenn wir die Aus-

bildung von Studenten aus den Entwicklungsländern als eine vordringliche Aufgabe deutscher Kulturarbeit betreiben wollen. Aber wir sollten uns zu besonderer Leistung veranlaßt fühlen aus zwei Gründen: Erstens liegt hier unsere besondere Aufgabe der geistigen Auseinandersetzung mit dem Kommunismus, indem wir diesen Völkern helfen, sich die Voraussetzungen zu schaffen, aus denen sie ihre eigene Lebensform als Alternative zum Kommunismus entwickeln können; zweitens sei es gestattet, die Überlegung anzufügen, daß nicht nur unser wirtschaftliches Wohlergehen, sondern auch die Stellung Deutschlands im Koordinatensystem der Bedeutung der Länder in einer auf der Grundlage der Partnerschaft neu geordneten Welt davon abhängen kann.“

Dr. Harry Pross

LIED

Jetztund kömpt die Nacht herbey,
Vieh und Menschen werden frey,
Die gewünschte Ruh geht an;
Meine Sorge kömpt heran.

Schöne glänzt der Mondensein,
Und die güldnen Sternelein;
Froh ist alles weit und breit,
Ich nur bin in Trawrigkeit.

Zweene mangeln überall
An der schönen Sternen Zahl;
Die zween Sternen, so ich meyn'
Sind der Liebsten Aügelein.

Nach dem Monden frag' ich nicht,
Tunckel ist der Sternen Liecht;
Weil sich von mir weggewendt
Asteris, mein Firmament.

Wann sich aber naht zu mir
Dieser meiner Sonnen Ziehr,
Acht' ich es das beste seyn,
Das kein Stern noch Monde schein.

Martin Opitz

Aus: „Schönste liebe mich — Deutsche Liebesgedichte aus dem Barock und Rokoko“ (Heidelberg 1958, Verlag Lambert Schneider. 96 S. DM 10,—)

Eine Spur vor Tagesanbruch

Aus dem unveröffentlichten Roman

„Agimos oder die Weltgehilfen“

Es sprach sich bald in den Felsendörfern herum, daß ein Bettelmönch, ohne Waffen, Spyros, den ‚Schrecken der Berge‘, in seinem Versteck, das niemand kannte, aufsuchen wollte.

Zunächst hatte ich selbst nicht die geringste Spur. Mit den Wochen gefiel mir dieses Herumziehen in den einsamen und oft gefährlichen Schründen. Ich wußte damals nicht, daß ich nicht nur Spyros suchte, daß ich mehr oder etwas anderes als einen Banditenhauptling suchte. Wie soll ich das Ihnen deutlich machen. Ich müßte es Ihnen zeigen. Sie sind abends auf einen Berghang gestiegen und haben in einer Senke, einer Mulde übernachtet. Den Mehlsack unterm Kopf, den Bohnensack an den Füßen, zwei Decken schützen Sie notdürftig gegen die kältesten Stunden vor Tagesanbruch. Klamm und steif haben Sie dem Esel Ihren Packen wieder aufgebunden, nichts als einen Schluck Wasser zu sich genommen und sind vor Sonnenaufgang durch die dämmergraue, noch eisige Luft der Klüfte weitergezogen. Sie sind zunächst nicht mit der Spur des Banditen beschäftigt, sondern mit dem Suchen von Reisigstückerchen, abgestorbenen Ästen, damit ein Feuer unter den Topf kommt und eine heiße Suppe in Ihren Magen. Sie denken nicht einmal mehr daran, was Spyros den reichen Händlern angetan hat, die er mit einem Fetzen Karton auf der Brust, mit der Strophe eines alten Liedes darauf, in der Tiefe einer Felsenschlucht für immer verschwinden ließ.

Inzwischen geschieht etwas mit den Tälern und Fernen ringsum und unter Ihnen. Auch der Esel ist stehen geblieben. Sie halten einen abgebrochenen Ast in der Hand, und die Sonne ist noch nicht aufgegangen. Aus den wässrig grauen Frühnebeln, die der Morgenwind in Bewegung hält, tauchen einzeln und dann in Reihen die schwarzen Spitzen der Zypressen auf und verschwinden wieder in den schwimmenden, rauchenden Nebeln, tauchen dann schärfer auf, größer, spitze, erstarrte, klar aus dem weißlichen Papier der Luft ausgeschnittene kohlschwarze Rauchsäulen, die flachen Schildkrötenbuckel der Pinien scheinen ohne Stamm reglos zu schweben, die Büschelkronen der Kiefern treten unter dem wallenden Dunst hervor, als kämen sie soeben dort an, auf dem Weg durch Sandmulden und sandige Hänge stehen geblieben, die verschlungen und schwerfällig wirkenden Wipfel der Feigenbäume strecken sich hervor, als rauchte nicht der Dunst um sie nieder, sondern als verdickte sich der schwimmende Dunst zu glattästigem, wachsblättrigem Flechtwerk, und in den aufwühenden Nebelgruben schimmern schon Stücke von weißen Steinmauern hindurch und schwarze Dachkanten.

Sie sind stehen geblieben und blicken in diese Tagesreisen von wallenden Tälern hinunter, die noch ohne Ruf und ohne Laut sind, aus den Schwaden scheinen sich geduldig die knorrigen, laubflirrigen Olivenbäume niederzusenken, Sie rühren sich nicht und niemand, nichts, keine Stimme spricht zu Ihnen und Sie beten nicht und sind einem Fund auf der Spur, einer aus Nichts und Nichtigem, auch Rauch und Helligkeiten und Schatten und Stille zusammenfließenden, treibenden, schwebend heranschreibenden und vergehenden Luftmeilenfernschrift auf der Spur, die sich um Sie und Ihresgleichen nicht kümmert, seit einer Ewigkeit nicht, die seit der urfrühesten Weltminute am Hinschreiben ist bis zu diesen Augenblicken und bereits darüber hinaus, in die unausweichlich verwaltete unsichtbare Zeit hinaus schreibt, weiter schreibt in die Zukunft, nicht mit Vokalen und Konsonanten, sondern in kreidigen und sandigen, in hölzernen, felsigen, — mit blauen Luftstiften und grünen Nadelstiften, mit Kohle und Röteln und Schwefel — und in Harz gezogenen Schriftlichtbildern und zerrinnenden Inschriften, mit winzigen und meilenweit riesigen, unzähligen und ineinander und übereinander schraffierten Sinnbildern schreibt.

Auf der Spur, sagte ich. Dann bricht die Sonne hindurch. Hellgelb, schwefelerzgelb, luftblank und unerbittlich strahlend, und in dem Dampf, in dem rauchenden Schwimmbekken der Ferne, darin die ertrunkenen Zypressen, die stammlosen Pinien und Feigenbäume die Landzeichen markieren, schießt zuckend das Blitzen und Schimmern umher, jagt und stockt und erlischt und bricht erneut grellblendend hindurch, und das hockend wallende, das feuchte Luftgrau der Nachtwebgespinste wird zum Tagen gezwungen, zum Aufreißen und Hereinblauen, bis der wassergelbe Horizontstreifen sich höher schiebt und die dunkelgrünen Wände der Hänge sichtbar werden, bis die Olivenwälder ihr mehlfarbenes Holzschengrau aufgeben und das Flirren und Schimmern von weißlichem, taubeschlagenem Silber versprühen, dann wird das zitrongelbe Strahlen quittengelb, die gelben, sinternden Substanzen sind nun gleich fliegenden Flüssen und tosend gerinnenden Wasserstürzen leuchtend in die nächtige Luft hereingebrochen, eine strudelnde Flut von gelben Winden, die alles zu Fetzen reißt und die Fetzen schwanken und vergehen läßt in den ausrauchenden Schattenwinkeln der Nacht.

Sie werden noch immer nicht gefragt und nicht um Antwort gebeten. Sie haben nur den winzigsten Zipfel einer unendlichen Spur erwischt. In Worten: Frühnebel, von der Sonne vertrieben. Das ist das Bühnenbild, und wenn schon jemand das Wort Ewigkeit in den Mund nimmt und ausspricht, dann sollte er nichts unterschlagen, vor allem nicht einen einzigen, unter Millionen ähnlichen, unter Milliarden nicht gleichen, sich ins Erblauen, in die blauen Feuer des Lichts herauf drängenden Tagesanbruch.

Ich erfuhr noch andere Dinge unterwegs. Für den Esel gab es hier oben kein Futter, und die Wasserkrüge mußten aufgefüllt werden. Ich

mußte die Höhen verlassen, die nicht und nie eingemeindeten Fernen. Wir zogen hinunter, in die Schatten der Klüfte, der zerrissenen Felschluchten. Über Felsplatten, Geröll, das von Schritt zu Schritt nachgeben konnte, und dann hören Sie schon eine Zeitlang den Ton, der sich beim Näherkommen als Murren erweist und noch näher als murrendes Gebrüll. Sie führen den Esel am Strick, das geduldige Tier ist auch durstig, und dann hören Sie den Ton noch deutlicher, ein Gebrause, Gesumme von Tönen, von ineinander tosendem Brüllen und Donnern, nicht irgendwelcher unsichtbaren Giganten, die in den Schlüften toben und keuchen, sondern von herabstürzenden, hochschäumenden und fortjagenden Wildwassern. Hände und Gesicht werden Ihnen naß und kalt von dem herumsprühenden Wasserstaubgeriesel. Hier können Sie den Esel nicht tränken.

Sie ziehen weiter, das Tosen im Rücken, durch enge Felsmauern, bis zu den Stellen, wo das Wildwasser plötzlich lautlos wird, über Geröllgründen stillzustehen scheint, glashell bis zu hellgrün und blaugrün, glatte Spiegel über weißem Geröll, um dann nach den nächsten Schritten das Überfließen und Fortströmen zu erblicken, noch immer lautlos, flimmernd, ohne Falten oder Risse, in durchsichtigen Bögen und Bahnen, durchscheinend nicht wie Glas, sondern wie blaugrün fließende, erzitternde zerrinnende Luft.

Sie haben den Esel trinken lassen und die Wasserkrüge gefüllt. Wozu bleiben Sie noch stehen? Als hätten Sie in Ihrem Leben nie eine Handvoll wilden Wassers gesehen.

Vielleicht habe ich das Folgende damals nicht gleich gedacht, sondern Stunden später, denn ich sah bereits die heruntergezogene Krempe eines verfärbten Hutes und den Stahlschimmer eines Gewehrlaufs unter dem scharfkantigen, überhängenden Felsen. Dies nämlich: wo auch immer in der Welt jemals von der Seele gesprochen wurde, mußten die Beschreibungen und Erklärungen unvollständig und unzureichend geblieben sein, wenn die in Frage kommenden Autoren vom Wesen des Wassers nichts wußten, erlebtes Wasser nicht begriffen hatten. Mir schien es nicht nur als die Herkunft alles lebend Beseelten, sondern als die Seele der Seelen selbst, von der poetischen oder sinnbildlichen Substanz einmal nicht zu reden. Der stahlblaue Gewehrlauf war auf mich gerichtet, ich nahm die Hände in Schulterhöhe, während ich hinter mir jemand flink durch die Felsen herunterklettern hörte.

Der zweite Hahnenschrei

Die muffige niedrige Höhle bietet gerade Raum für die Zehn, die dort ein gegen den Ausgang in die späte Frühlingsnacht abgeschirmtes Feuer entfacht haben, um das sie auf verstreuten Steinblöcken kauern, die harten vergrämten Gesichter in ihre Hände gestützt. Denn nun spüren sie sich wieder ihren Ursprüngen anheimfallen, diese Fischer, Zöllner, Handwerker, Bauern von einst, die ihre Häuser und ihre Familien verließen und ihre enge Sorge ums tägliche Brot für den Mann aus Nazareth, dem sie von ihrem galiläischen Hochland hier herab nach Jerusalem folgten, wo ihn nun sein Schicksal erreicht hat.

„Sollten wir nicht zu den Deinen hinauf in die Wälder — ?“ Der Schwarzhaarige, an den der stämmige Mann diese Frage bekümmert richtet, erwidert heftig: „Von ihnen hätten wir uns nie ganz lossagen dürfen, Bartholomäus!“

„Hast du etwa Botschaft aus dem Gebirge erhalten, daß du darüber gar so gewiß bist?“ Und sein grauköpfiger Nachbar stiert in die Glut.

„Ja, Andreas. Im Norden, wo man das Eisennetz flicht, daß man der römischen Wölfin über die Blutschnauze wirft, erwartet man uns. Nur nenne mich nicht mehr ‚Simon‘ in Hinkunft, sondern mit dem Decknamen, den ich dort oben trage, ‚Zelot‘!“

„Klingt das denn so viel besser?“

„Nein. Aber auch dein Bruder heißt Simon.“

„Simon Petrus — wie ihn der Meister genannt hat. Wer soll dich verwechseln mit ihm?“

Eine kühle Brise weht durch den Eingang einen Hahnenschrei aus der Ferne herüber.

„Der Hahn, der eben gekräht hat, versteht mich“, feixt der Zelot.

„Wo ist Johannes geblieben. Jakobus?“

Die Frage geschieht, um den Streit zu verhindern, der von dem aufgesprungenen Andreas droht. Der sie tut, trägt den Kinnbart gepflegter als die Gefährten, und auch seine Tracht ist nicht die eines Landmanns.

„Mein Bruder stand am Kreuz bis zum Ende, Matthäus. Jetzt wird er vermutlich am Grab sein im Garten des Rats Herrn.“

„Eben das bezweifle ich, denn die Gruft wird bewacht.“

„Auf wessen Befehl — ?“

„Auf Wunsch des Landpflegers — heißt es.“

„Erst mit Geißeln schinden und kreuzigen lassen — und jetzt eine Ehrengarde ans Grab?“ Der Zelot zertritt einen glosenden Ast, der sich aus dem Feuer abgesprengt hat.

„Damit niemand den Toten an sich bringt, um ihn dann in den Himmel verschwinden zu lassen als Messias — wie er es von sich prophezeit hat —“

„Zu so etwas hätte der niemals getaugt, Bartholomäus! Deshalb rührte sich auch kein Finger für ihn, als man ihn festnahm . . .“

„Nun, Simon Petrus, mein Bruder, zog für ihn das Schwert“ bricht jetzt Andreas los, dem der Zelot damit an seinen mühsam verbissenen Groll gerührt hat. Der fährt spöttisch herum: „ — und er erschrak dann so sehr vor dem eigenen Mut, daß er glaubte, im Hofe des Annas beschwören zu müssen, einen Rabbi Jesus hätte er niemals gekannt.“

„Waret ihr so viel besser?“ Die Adern schwellen an Andreas' Stirn: „Geschlafen habt ihr so tief, daß sich die Häscher des Judas unbesorgt anschleichen konnten, und als sie zugriffen, lieft ihr davon! Wer gab hier mehr Ärgernis also — ihr, oder mein Bruder, wie er verzagt dann den Meister dort sah, wohin ihn euer Kleinmut gebracht hat?“

Beschwörend spreitet Matthäus die Hände: „Weshalb hadert ihr, wo uns jetzt Eintracht so not tut? Nicht die Lehre ist tot — nur der Lehrer. Und nicht er — aber sie wird die Auferstehung bedeuten, von der er uns sprach!“

„Recht so, Matthäus!“ Ein bärtiger älterer Mann erhebt sich und streicht sich über die hohe Stirne, an der das Haar grau und borstig sitzt, „und das Wort wird die Waffe, mit der das geschieht — sein Wort, das in uns wohnt!“

Einer, der bisher schwieg, hebt das struppelige Haupt und heftet die schweren müden Augen auf ihn: „Woher flog dir das zu, Bruder Thomas?“

„Aus meinem vom Denken kahl gegrastem Gehirn, Philippus. Denn als er mich zu sich rief, begann es wieder zu blühen. Und ging das nicht mit euch allen genau so, ob ihr aus den Wäldern ihm zulieft, aus Jerusalem oder von euren Netzen am galiläischen Meer? Statt Fischen schwammen euch Menschen ins Garn, die uns folgten — mehr als du je für deine Freischärler angeln konntest, Zelot.“

„Wie kannst du uns beide vergleichen?“ lehnt der sich auf; „ihn nagelte man an ein Holz aus den nämlichen Wäldern, darin sich die Meinen zum Kampf vorbereiten — doch was wäre mir sonst noch gemeinsam mit jenem?“

„Daß du zu ihm stießest wie wir“, ruft Andreas.

Der Zelot zuckt die Achseln: „Er hat mich enttäuscht.“

„Und du möchtest jetzt Petrus tadeln, weil er in seiner Angst vor dem Meister — gesagt hat: ‚Diesen Menschen kenne ich nicht;‘ Du hast ihn nicht einmal gekannt, als er noch unter uns war —“

Ein Hornruf, der schwillt und verhallt, unterbricht Thomas. „Von der Festung der Weckruf! Also heraus aus dem Loch hier, das uns tags in Verdacht bringt, es mit den Bandenkämpfern zu halten und hinein

in die Stadt! Im Trubel des Passahfestes hat man uns dort ebenso schon vergessen wie unseren Meister im Grab.“

„Philippus — auch du gibst ihn auf?“

„Nicht ich, Thomas — uns gibt man auf. Man wird uns auch nicht mehr die Ehre erweisen, an uns künftig Anstoß zu nehmen.“

„Dann war alles umsonst“ sagt irgendwer leise. Sie wechseln Blicke, doch keiner errät, wem diese Erkenntnis entschlüpft ist, die sie eigentlich ebenso drückt, weil sie plötzlich ganz ohne Führer und Sinn sind und um etwas beraubt, das sie bisher vergessen ließ, woher sie kamen, wohin sie gerieten — aus dem Himmel der Lehre zur Erde gestürzt. Erschauernd treten sie in den Morgen hinaus. Breit brüstet sich vor ihnen aus kalkweißen Würfeln gehäuft Jerusalem, überwölbt von dem Juwel seines Heiligtums, dessen Spitze die Sonne erreicht hat.

„Verdammte Stadt“, brüllt plötzlich der Zelot, „wie lange schon bluten wir für deinen Tempel, den jetzt Heuchler und Lügner verwalten? Haust denn da drinnen wirklich noch Gott, oder nicht eher zwischen den Säulen der Zedern oder im Hochlandgestrüpp, aus dem wir herab stoßen werden auf dich? Du läßt ja jeden über deinen stinkenden Schoß, der mit Gold und Geschmeide zu dir kommt! Wehe dir, wenn du uns je in die Hand fällst und wir die, mit denen du schacherst und hurst, in deinen Gassen und Betten erschlagen! Mit Skorpionen peitschen wir dir dein geiles Fleisch von den Knochen bis der Herr in seinen gereinigten Sitz wieder heimkehren kann, den wir ihm dann weihen!“

„Jemand steigt herauf —“ warnt einer, und nun löst sich am Abhang von den Ölbäumen, die sich wie Gemarterte winden, eine Gestalt. Sie weichen zur Höhlenmündung zurück, nur Andreas zögert, die Rechte über die Brauen gewölbt. „Bleibt!“ atmet er auf; „Simon Petrus ist es, mein Bruder!“

„Der wagt sich wahrhaftig in unsere Mitte —?“ Der Zelot spuckt zu Boden.

„Ja. Und als der, zu dem ihn der Meister bestimmt hat: als Hüter der Lehre!“ so scharf entgegnet ihm Thomas, daß er murrte: „Meinetwegen. Freilich, verantworten soll er sich erst vor uns allen, die wir dann entscheiden, ob wir ihn weiter noch zwischen uns dulden“.

„Nur wenn ihr ihn weder beschimpft noch bedroht!“ Dabei stellt sich Andreas ihm in den Weg, aber der grinst nur: „Es wird sich hier niemand vergreifen an ihm wie ihn auch niemand verteidigen wird — dich ausgenommen natürlich.“

„Doch! Ich“ Und Thomas geht dem keuchenden Kömmling entgegen und faßt seine Hand. Kaum, daß er das verloschene Gesicht wieder erkennt unter dem grau gewordenen Bart; „Judas ist tot“ preßt es mühsam hervor, „er hat sich erhängt!“

In das bange Schweigen knurrt es: „Er hat uns also die Arbeit erspart, uns an ihm zu beschmutzen. Ja — der bezahlt seine Schuld!“ Und der Blick des Zeloten streift Petrus.

Der nickt: „Das tat er wahrhaftig! Er brachte das Blutgeld zurück und warf es dem Hohen Rat vor die Füße; dann schnallte er sich seinen Gurt um die Hüfte, schlang ihn sich um den Nacken und knüpfte sich auf.“ Und unvermittelt fügt er hinzu: „Ich richte mich nicht selbst. Aber ihr sollt das tun!“

Doch ehe einer von ihnen antworten kann, wendet sich Thomas: „Dafür und für unsere Zukunft muß unsere Zahl wieder hergestellt werden, die der Tod des Judas zerstört hat — die heilige Zahl der zwölf Stämme, und die Wahl leitest du, Simon Petrus!“

Dem Zeloten, der Einspruch tun will, legt Matthäus die Hand auf die Schulter: „Johannes traf eben ein mit den beiden, zwischen denen wir uns jetzt entscheiden.“ Und er führt die Drei in den Kreis.

„Unsere Anhängerschaft in der Stadt“, berichtet Johannes, über dessen jungem Antlitz noch das Grauen der Nacht unterm Kreuz liegt, „empfiehlt Joseph Basabas und Matthias, jeder von ihnen dem Meister gleich wohlgefällig gewesen in Wandel und Werk“.

Einer von ihnen hat Steinchen gesammelt, graue für Joseph, für Matthias weiße — sie klappern nun in den Teller, der kreist und den Thomas Simon Petrus reicht; Matthias zählt mehr, sie umarmen und küssen ihn. Im Halbkreis lagern sie sich um den Eingang zur Höhle, sich an der wachsenden Sonne zu wärmen. Durch die Stille um sie schnarrt eine erwachte Zikade und an den graugrünen Blättchen der Ölbäume glitzert der Tau.

Simon Petrus richtet sich auf: „Die Anklage gegen mich bringe ich vor!“

„Sie lautet auf Feigheit“, ergänzt der Zelot.

„War das vielleicht Feigheit, als er dem Malchus ans Ohr schlug? entrüstet sich Andreas. „Nicht das“ beschwichtigt ihn Thomas, „steht jetzt hier zur Frage! Die Schwerthilfe hat sich der Meister verboten“.

„Ja!“ Und Simon Petrus wendet sich ihm zu, als spräche er mit ihm allein: „Dennoch wollte ich nicht von ihm weichen; ich folgte den Häschern zum Amtshaus des Annas. Und Johannes, den ich darnach im Gedränge verlor, schob mich durch ein Seitentor hinein in den Hof. Wieder stieg mir das Blut in die Schläfen, als ich den Gefesselten wahrnahm, den seine Wächter verhöhnten, und ich tastete mir an den Gürtel, doch kein Schwert fühlte ich, das hatte ich von mir geworfen nach meinem Angriff auf Malchus. Gepanzerte drängten die Menge mit ihren Lanzenstängeln zurück von dem Meister, und ein Weib unter ihnen, das ich schon am Eingang gesehen zu haben vermeinte, keifte, ob ich denn nicht zur Gefolgschaft des Gotteslästerers Jesu gehöre? Ich verstünde sie nicht, wies ich sie zurück und ich mischte mich unter die Menge am Lagerfeuer, denn mich fror bis ans Herz von der Kälte, die immer dem Morgen vorangeht, den gerade ein Hahnenschrei grüßte. „Ich irre mich nicht“, hörte ich hinter mir flüstern, „dieser Mensch ist ein Galiläer und einer der Seinen gewesen!“ Ich warf mich herum, ihm zu: „Doch! Du

irrst dich“ „Das Eisen hast du gezogen im Garten!“ — und dabei faßte mich sein Nachbar am Kittel. „Wo trag ich ein Eisen?“ wehrte ich mich; „ich kenne den Menschen nicht, den ihr verklagt, so wenig wie ich dich kenne!“ — so erbärmlich saß mir die Furcht an der Kehle. Aber da schlossen sie sich schon um mich, an den Gurt fuhr man mir; erst als man nichts daran fand, standen sie von mir ab und stießen mich fort. Und zum andernmal krächte der Hahn — und in der Ecke mir gegenüber hob der Herr sein von Schlägen geschwollenes Haupt und traf meinen Blick, und aus dem seinen strahlte die Stimme vom Abendmahlstisch: „Ehe der Hahn zweimal kräht, hast du mich dreimal verleugnet“, und ich wand mich hervor aus dem Haufen, und blind von Tränen taumelte ich ins Freie und stieg hier herauf, entschlossen, vor euch meine Schwäche und Niedrigkeit zu bekennen für dieses Amt, das mir anvertraut war und das ich nun zurück lege in eure Hände! Gebt es einem, der seiner würdiger ist und mir sprecht mein Urteil!“ Er sinkt auf den Stein hinter sich und birgt das Gesicht in den Händen.

„Das war Anklage und Geständnis zugleich.“ Der Zelot äugt um sich. „Und du kannst das bezeugen, Johannes —?“

„Ich kann es“ — erwiderte der leise.

„Eine Frage erlaubt mir —“ Thomas tritt vor: „Er hat dich angeschaut, Simon Petrus?“

„Ja! Sein Blick riß mir das Herz aus dem Leibe! Verdammt und verworfen hat mich sein Blick!“

Thomas schüttelt das Haupt: „Ich deute mir diesen Blick nicht wie du. Etwas anderes hat er damit gemeint — ‚sei so schwach wie du sein mußt‘, sagte der Blick; ‚ich will für dich stark sein!‘“

Die Gruppe der Horchenden löst sich erregt; der Zelot stößt hervor, und aus seiner Frage hören sich viele: „Wie beweist du uns das?“

Suchend senkt Thomas die Stirne, ehe er anfängt: „Ihr kennt unsere Lehre wie ich. Sie ist streng und dem Buchstaben nach kaum zu erfüllen. Den Sohn setzt sie gegen den Vater, die Tochter gegen die Mutter, den Bruder wider den Bruder — alle Bande des Bluts und der Freundschaft zerreißen, sobald man ihr wörtlich gehorcht. Seit der großen Flut, aus der sich die Arche allein barg, kam nichts Schrecklicheres über den Menschen — wird diese Lehre errichtet wie der Meister sie befahl.“

„Wie unser Reich muß sie werden!“ Der Zelot hebt die Faust: „wie das neue Reich Juda, das den Osten empört gegen Rom!“

„Nichts ist dein Reich gegen dieses“, schlägt Thomas zurück, „das dreifach die Erde erneuert im Namen des Vaters, des Sohnes und des Paraklets, im Fleische, im Herzen, im Geist, denn im Geist und im Herzen und Fleisch wurde der Meister versucht und hat dreimal gesiegt und sogar über seinen Tod siegt er noch durch sein Vermächtnis —“

„— das uns nun ein Schwächling erfüllt“, höhnt der Zelot, „den er zu seinem Vollstrecker bestimmt haben soll?“

„Ja! Nenne ihn so!“ Thomas spürt eine Glut in sich steigen, die ihn

dennoch eiskalt und klar läßt: „Ein Mensch, erwidere ich dir! Hätte sich Petrus im Hofe des Annas bekannt, an das Kreuz neben dem Herrn würde er gehängt worden sein — und wo wären wir? Zerstreut und zersplittert über das Land, und die Lehre des Meisters in Scherben geschlagen! Wie er Simon Petrus seine Verleugnung weissagte — das hörten wir alle am Abendmahlstisch. Aber hat er ihn darum auch seines Amtes entbunden, das jenem über uns anvertraut worden war von ihm? Mit keiner Silbe geschah das.“

„Das stimmt so“ bestätigt bedächtig Matthäus; „Simon Petrus ist noch immer befugt, uns zu führen.“

„Der Meister hat also um die Schwäche dieses Mannes gewußt, wie er auch von Judas wußte, daß der ihn verkauft. Und noch mehr!“ Thomas fühlt dabei schon, wie er in die atemlos Lauschenden eindringt, stärker und stärker: „Auch, daß wir alle nie fähig sein werden, sein Vermächtnis ins Leben zu setzen so wie es gemeint war. Der Lehrer ist noch nicht der Tempel der Lehre, und den Tempel der Lehre wird euch erst Simon Petrus erbauen und das Bild des Herrn pflanzt er dort auf den Altar. ‚Es steht geschrieben: Ihr sollt euch kein Bild von mir machen!‘ werdet ihr euch wehren — ? Ihr sollt es, sage ich euch! Denn jenen Blick des Erbarmens wendet es euch zu, mit dem ihn der Herr betrachtet hat nach seiner Verleugnung, und das ist sein letztes Gebot, das er euch durch die Stimme des Schwächlings verkündet: Nicht aus unbedingten Gerechten soll uns seine Gemeinde erwachsen, sondern aus Sündern, die sich nicht sicher mehr spüren, aus Verlorenen, die sich zu finden begehren, aus Beladenen, die ihre Last mit den Augen nach ihm leichter tragen. Wären wir so, wie die Lehre uns fordert, wir führten Schwerter statt Worte, die Erde zu ändern — nicht so wie du uns ändern möchtest, Zelot, sondern tausendfach härter, denn dann ist hier schon das Jüngste Gericht, und seine Vollstrecker sind wir! Aber Simon Petrus kennt unsere Mängel von sich — und so dürfen wir leiden für unsere Lehre statt für sie zu streiten, und durch unsere Leiden erschüttern wir die, die sich satt in Sicherheit wiegen, doch wir trachten nicht nach dem unrechten Gut ihrer Welt, von der sie uns nur den Tribut zahlen sollen, mit dem wir jene beschwichtigen werden, die sonst gegen sie zur Gewalt greifen könnten und die, die nach des Herren Wort durch kein Nadelöhr gehen, ihnen bauen wir Straßen zu unserem Tempel, wo sie das Wort des Meisters nur so empfangen, wie wir es ihnen auslegen werden. Die Sippe, die er verwirft, ist uns heilig, die Macht, die er abweist, erobern wir uns, denn wir kommen in jener Stunde zu ihnen, wo Sippe und Macht ihre Grenzen erkennen in Siechtum und Tod, und sie ergeben sich unserer milden Gewalt — und so spenden wir Frieden statt Unruhe um uns und Verzicht statt Verlangen, auch wenn es ein edles wäre, das über das Irdische trachtet — und wer sich uns naht aus dem Alltag, verwirrt von Zweifeln, zerfleischt von den Geißeln der Lust — ihn besänftigen wir durch den Balsam unserer Gebete, die ihm das Tor zur

Ewigkeit auf tun mit dem Traum, daß er dort auch noch dauert wie hier! Kannst du uns einen gleichen Glauben schenken, Zelot?“

Der schüttelt verneinend das Haupt, das nach Worten wühlt, aber nichts findet.

„Und du Simon Petrus — ?“

„In des Meisters Namen — will ich es wagen.“

Thomas neigt sich vor ihm: „Dann grüßen wir dich — unsern Herrn“

Eine Frau stößt sich durch den Haufen, der nun Petrus stürmisch umringt. „Komm zu uns!“, schluchzt sie, „Simon Petrus, sie haben ihn uns aus dem Grab fort genommen, und es weiß niemand, wohin —“

„Wir müssen ihn finden!“ Simon Petrus zittert am ganzen Leib. „Vielleicht entdecken wir Spuren? Führe uns an die Grube, Maria!“

Langsam folgt ihnen Thomas. „Wenn man dich irgendwo anders verscharrt hat, behalte ich recht. Aber ist es nicht so — was dann?“ Er scheucht den Gedanken von sich.

Auf der Höhe sieht er drei Kreuze; niemand hängt mehr daran. „Ehe ich nicht meine Finger in deine Wunde lege“ grübelt er weiter im Gehen, „glaube ich nicht, daß du wiedergekehrt bist“.

Das Licht strahlt schon stark auf die festliche Stadt, die im fröhlichen Osterlärm brodelte. Jetzt kommt das Grundstück in Sicht, wo das Grab liegt.

Da ist ihm, als höre er hinter sich Schritte. Er wendet sich.

Aber die Straße ist leer.

„ZEN“

Spanne den Bogen.

Werde nicht müde, den Pfeil nach dem Ziele zu schießen.

Geduld ist Geheimnis. —

Und du wirst das gierende Heulen
der Hunde nicht hören.

Sie reißen dich nicht.

Ordene Blumen im reinen Gefäß. Ziehe den Pinsel

über die weiße Landschaft des Bogens,

jede Absicht vergessend.

Gleichmut und Redlichkeit bindet Arbeit und Sein. —

Werde fügsam in Hunger und Durst,

denn sie sind endlich. —

Aber die grauen Ratten der Gassen,

Lasse nicht in dein Haus.

Sie zernagen dein kärgliches Mahl.

Sie greifen dich an. —

Lerne das große Instrument der Einsamkeit würdig zu spielen.

Seine Saiten verstimmen nicht,

und „ES“ ist erreicht.

Eva Schwimmer

Der Abschied

Erzählung

Der alte Mann packt seine Sachen. Seine Hände zittern ein wenig. Ein Rucksack steht auf den Dielen. Der alte Mann sieht sich um. Die Schubfächer sind leer, der Schrank ist leer. Leer, seltsam, schwindelnd leer, fühlt er plötzlich sein Leben. Der alte Mann setzt sich auf einen Stuhl und sieht auf sein Gepäck, — er wird es kaum tragen können. — Eine gefüllte Brieftasche und eine Fahrkarte liegen auf dem Tisch. Vor der Tür hängt ein schwerer Riegel. — In dieser Nacht, in dieser letzten Nacht, hat der alte Mann kein Bett mehr. Er hat es verkauft. — Viele Nägel sind an den Wänden und viele Spinnwebfäden, viele helle und dunkle Flecke. Dort, wo die Wanduhr hing, ist die Farbe abgebröckelt. — Es ist sehr still, als wäre die Zeit mitverkauft. — Alles, worauf er stolz war, hat er verkauft, eigentlich verschachert. Das ist das richtige Wort, denkt er, verschachert. — Einen Stuhl, einen Tisch, eine Kommode, einen schmalen Schrank wird er zurücklassen und es wird sich niemand darum streiten. Der alte Mann nimmt die Brieftasche vom Tisch und zählt sein Geld. Die Scheine sind wie Herbstlaub, welk gewordenes Papier, das durch viele Hände ging. — Er sitzt im Mantel vornübergebeugt, seine Lippen bewegen sich, er zählt und zählt immer wieder von vorn. Seine Augen leuchten aus dem schmalen, kantigen Gesicht, seine grauen Wangen überzieht ein Hauch von Licht. Er rechnet, rechnet um, nach einem anderen Wert. Er errechnet einen kleinen, wenn auch stabilen Rest. Die große Summe schmilzt dahin, es wird wenig bleiben, und er hat doch alles, worauf er stolz war, dafür hingegeben. Er hat doch nach dem Kriege dafür gelebt, gearbeitet, für sein Bett, die weiße Wäsche, das Radio mit vier Röhren, den Ofen mit drei Heizplatten, seinen grauen Frühjahrsanzug, die braunen Lederschuhe, die bunte Tischdecke und sein Pferd. Der alte Mann reibt sich die Augen, er denkt an sein Pferd. Das Pferd brachte ihm die größte Summe ein, dazu ein Stück Speck, eine Wurst und ein rundes schweres Bauernbrot. Er hatte lange mit dem Bauer verhandelt, es war ein schwieriges Geschäft, denn das Pferd war in den Augen des alten Mannes fast unbezahlbar. — Nun ist ihm auch dieser Wert zusammengeschmolzen, er kann ihn in Händen halten. — Eines Tages aber, denkt der alte Mann, werde ich mein Pferd zurückkaufen. Er denkt und tröstet sich mit seinen Einfällen. Er spannt sein Pferd vor eine glänzende Kutsche, Fremde nehmen darin Platz, denn es werden viele Fremde eines Tages in diese Kleinstadt kommen, werden in Beschaulichkeit die steinernen Wunder betrachten wollen, werden seine Kutsche und sein Pferd loben, und er will nebenher gehen, den Hut

lüften, nach allen Seiten grüßen. Was wird er für schöne Anzüge tragen, solche aus reiner Wolle im englischen Schnitt. Die Fremden werden auf ihn sehen und sagen: Das ist ein Mann aus alter Schule, ein angenehmer Mensch, der Bildung hat. — Er wird ganz aufrecht gehen, ganz jung und frisch sein. — Wieder geht ein Licht über das graue Gesicht des alten Mannes. Er reibt sich die Augen und denkt, daß dies aber noch nicht alles ist, was er eines Tages aus sich machen wird. Es wird nur der Anfang sein. Unweit der alten Saale ist der Boden billig, dort wird er dann ein Grundstück kaufen, wird ein Büro bauen und einen riesigen Hundezwinger dazu. Die schönsten Tiere, adelig, reinrassig, wird er dort anbieten. Es werden Briefe aus aller Welt kommen, und auf der Bank werden sie springen und ihm die Tür öffnen, denn er ist ein großer Mann. Ein Firmenschild wird er haben, sein Name muß weithin leuchten. Auch ein Auto gehört zu diesem großen Betrieb. Pferd und Kutsche wird dann sein Enkel übernehmen, vielleicht fährt er auch das Auto. Seine schreibkundige Tochter wird den Bürokram werfen, und alle werden stolz auf ihren Vater sein, der nun so reich und stattlich dasteht. — Eines Tages, denkt der alte Mann weiter, werde ich nicht mehr übersehen, nein, ich werde geachtet und geehrt werden. — Draußen zieht der Abend herauf. Ein roter Himmel wird durch das kleine blinde Fenster gedämpft. Katzen miauen, es riecht nach Kartoffelpuffer. Auf dem Boden hängt Wäsche. Hinter dieser geflickten gelben und grauen Wäsche, hängt die schiefe Tür zu dem Zimmer, der Wohnung des alten Mannes. — Er hebt den Kopf, als hätte ihn jemand gerufen. Hastig schiebt er das Geld in die Brieftasche zurück. Unsicher, leicht schwankend steht er auf. Noch immer zittern seine Hände. Er atmet röchelnd und hustet, die Luft bedrückt ihn. Er öffnet das Fenster und blickt auf die Dächer. Rot und blaugrün ist der Himmel, violett steigt Rauch aus Schornsteinen. Die Dächer sind bucklig wie eine Ansammlung sinnender Greise. In den kleinen engen Höfen wächst Moos aus den Steinen, dort gibt es Karnickelställe und viele alte Schuppen, viel morsches Holz an alten Galerien und viele versteckte Auktionäre, Antiquitätenhändler. Der alte Mann kennt sie alle. Er hat ihnen Geschäfte zugetragen, er ist in diesen alten Höfen bekannt. Wenn jemand einen Schrank, ein Fahrrad, einen Hund oder gar ein Pferd braucht, dann kommen sie zu ihm. Er kauft und verkauft, poliert das Alte auf Neu, er bietet stets die beste Ware an, ja, er versteht seinen Handel. Aber das ist jetzt vorbei. Er hat sein Bett verkauft, auf dem Tisch liegt die Fahrkarte, er kann sich kein Essen mehr kochen, denn auch den Ofen hat er verkauft. Sein Pferd wird morgen des Bauern Weizen einfahren.

Aber das alles stimmt ihn nicht wehmütig, denn er wird wiederkommen, er hat seine Illusionen, er will doch noch einmal jung werden. Nein, wehmütig ist er nicht, aber es ist leer, so eigen leer um ihn, und das macht ihn schwindelig — das spürt er, und während er im Dämmer des Abends wieder sein Geld zu zählen beginnt, weiß er nicht mehr, ob er

nun reich, oder arm ist. Noch am Mittag hatte er geglaubt, reich zu sein. — Er legt das Geld fort und nimmt die Fahrkarte vom Tisch. Es geht ein leichtes Vibrieren, Prickeln von dieser braunen Pappe aus. Sie erscheint ihm wie ein Los, wird er sein Glück machen? — Ihn verwirrt das Denken in das Ungewisse dieser Fahrt. Er hat schwache, verschwommene Vorstellungen von seiner Ankunft. Eigentlich sieht er nur das Gesicht seiner Tochter, die nichts von seinem Kommen, seinem vorläufig endgültigen Kommen weiß. Gewiß wird sie ihn aufnehmen, denn sie hat ein gutes Herz. — Vor den insichgekehrten Augen des alten Mannes steigen die hohen Häuser der Großstadt auf. Dort sind die Straßen zum Verlaufen. Ein unbedachter Schritt kann den Tod bringen. Er will auf der Hut sein, viel fragen, damit er nicht irre geht. — Er liest die Kilometerzahl, die tief in die Karte gepreßt ist. Er zählt die Jahre seines Lebens, überzählt das Elend, er rechnet mit Zahlen. — Sein graues Gesicht scheint gestorben. Es ist keine Farbe mehr in dem leeren Zimmer. 1945 meine Frau gestorben, zählt er, 25 Jahre Ehe, 20 Jahre lag sie gelähmt im Bett . . . drei Fliegerangriffe an einem Tag. — Drei Töchter und alle drei verstreut, er zählt halblaut in die Leere hinein, als wollten die Wände seinen Lebenslauf wissen. Die Zahlen werden sinnlos, sind nicht zu errechnendes Leben. —

Zwischen den durchlöcherten Strümpfen, den versengten Hemden, zwischen dem Wäscherest eines alten Mannes, der mit schwarzem Zwirn einen Fetzen in der Unterhose zuzieht, steckt in dem Rucksack sein altes Soldatenbild aus dem Ersten Weltkrieg. Es ist von Reißzwecken durchstochen, vergilbt von Sonne, Staub und Fliegen, aber es ist dennoch für ihn nicht wertlos geworden. Da sitzt er mit glänzenden Lackstiefeln, in maßgeschneiderter Uniform, groß und schlank ein schöner Mann, eine Zigarette in der Hand und Auszeichnungen auf der Brust, ein kleines Bärtchen über der Lippe, die Augen sind klar und zuversichtlich. Ein schneidiger Mann, der Alte hat ihn liebgewonnen. Er wird ihn mitnehmen und eines Tages einrahmen lassen. Unter Glas wird er weiterdauern, es soll etwas von ihm bleiben. — Er kehrt aus seinen Gedanken zurück, sieht den Rucksack, das Zimmer, die Tür, den Riegel. Er wischt sich die Augen aus, ohne es zu merken, dann zieht er seine silberne Uhr aus der Tasche und tritt wieder ans Fenster, diesmal, um die Stunde zu suchen. Der kleine Zeiger steht im Ungewissen . . . eine Stunde zwischen den Zahlen, nicht ganz zu erkennen. — Das Zimmer ist wie das Innere einer Tasche, ist wie ein Schubfach. Es atmet sich mühsam, wenn man sich versteckt fühlt, so ganz eingeschlossen von der Leere, die sich wie ein Schwamm von Vergangenen vollsaugt. — Der alte Mann prüft den Riegel an der Tür, er steht im Zimmer und lauscht. Er hört Radiomusik und viele Schritte, ferne Stimmen, Hundegebell, das alles vermischt sich und klingt wie ein Rummel an sein Ohr. Frauen- und Männerstimmen, Frage und Antwort, An- oder Aussprache, das steigt begehrenswert

jetzt zu dem alten Mann empor. Begehrenswert, weil er sprechen möchte. Er sehnt sich nach Anteilnahme. —

Das Haus ist still. Übernächtigt und frierend, gebückt unter der Last des Rucksackes, verläßt der alte Mann das Haus. Die Holztreppe knarren. Fast gespenstisch schwankt er dahin. Noch steht der Mond am Himmel, während ihn die Sonne schon brandgelb zeichnet. — Der alte Mann schließt die Hoftür auf, dann legt er den großen Schlüssel auf einen Balken. Er legt ihn für immer aus seinen Händen. — Auf der Straße brennen noch spärlich die Laternen. Er geht so langsam, als würde er nie einen Zug erreichen. Er sieht sich nicht um, er will sich den Händen entziehen, die jetzt von allen Seiten nach ihm fassen und ihn halten wollen. Ihm ist, als hätte er etwas wichtiges vergessen, zurückgelassen, er weiß nicht, was es ist, aber es zieht ihn zurück, und doch geht er schwankend immer weiter, durch die schmale Gasse dem Marktplatz zu. Schemenhaft huschen einige Leute vorbei, sie nehmen den Weg zum Bahnhof, den auch er gehen muß. Alle Schritte klingen vielfach zurück. Die hohe Marktkirche hat etwas feierlich Dauerndes in dieser Akustik des Fliehens. — Der alte Mann beschleunigt seine Schritte, und doch ist ihm, als bewege er sich kaum. Die Stadt sieht ihn an. Vor vierzig Jahren Ankunft, vierzig Jahre Leben in dieser Stadt, trifft ihn jetzt, da er sie verlassen muß, wie eine Flut. — Und er bleibt stehen, sieht sich um, wie er sich in seinem Zimmer umsah, und er fühlt, daß ihn die Stadt anschaut. Er spürt ihre Anteilnahme an seinem Geschick. Gerührt betrachtet er die Häuser, die Giebel, den Marktbrunnen. Eine fremde Zärtlichkeit bemächtigt sich seiner, und sie nimmt ihm seine Illusionen, seine Wünsche, sie preßt sein Herz zusammen. Ihm ist, als stünde er zum letzten Male hier. — Schwerer als sein Gepäck wiegt plötzlich die Ahnung in ihm, daß er seine Heimat für immer verläßt. — Die Kirchenuhren schlagen, die Sonne steigt, die Züge rufen immer näher.

ORCHIDEEN

Kolibriflügel
schwirren im Blut.
Blitzende Schnäbel
tauchen hinab
ins zuckende Herz.

Falteraugen,
kristallene, läuten.
Lippen aus Schwärze
verbrennen im dunklen
Violett des Fiebers.

Wind des Todes
greift in die Farne.
Mein Haupt
wächst stumm
unter Orchideen.

Kurt Sigel

LITERARISCHE RUNDSCHAU

Ferdinand von Saar und Marie von Ebner-Eschenbach

Vorzüglich ausgestattet und schön gedruckt ist als letzte Jahresgabe der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft der *Briefwechsel zwischen Ferdinand von Saar und Marie von Ebner-Eschenbach*, dessen Originale sich im Besitze der Wiener Stadtbibliothek befinden, zu einer späten Veröffentlichung gebracht worden. Eine biographisch-kritische Einleitung des Herausgebers Heinz Kindermann am Anfange, ein musterhaft angelegtes Personen- und Sachregister am Ende begleiten dieses nur in 220 Exemplaren hergestellte Buch, welches die Erinnerung an die große Schriftstellerin und ihren als Autor psychologisch tiefgreifender Erzählungen einstens besonders geschätzten Freund wachruft. Beide waren sie leidbeschwerte, liebevolle Naturen, einander ähnlich im Kampfe um Erfolg und Anerkennung, wie auch im Kampfe mit den Ansprüchen und Gefährdungen des Daseins in einer bereits von den Gewitterwolken des bevorstehenden Unterganges der österreichischen Monarchie bedrohten Zeit, als verwandte Charaktere in ihrer menschlichen Haltung und bei ihrer literarischen Tätigkeit getreulich verbundene Partner. Der ehemalige Offizier und die Gattin eines Feldmarschalleutnants begegneten sich abseits der gesellschaftlichen Sphäre der zwischen den Jahren 1870 und 1900 im vollen Genusse ihrer Kräfte und Säfte sich immerfort erneuernden oder erschöpfenden Stadt Wien und schlossen einen auf gemeinsamen Erfahrungen beruhenden, auf gleiche Interessen sich stützenden, daher innerlich gefestigten und von keinem Mißbehagen getrübbten freundschaftlichen Bund, der vierzig Jahre bis zum Tode Saars gedauert hat. Einen Bund, der nach guter Sitte stets eine selbstverständliche, aber keineswegs kühle oder übertreibende Distanz bewahrte und den Respekt vor dem Rangunterschied nicht vergaß. Infolgedessen überschreibt Saar seine Briefe fast ausnahmslos mit der Anrede „Frau Gräfin“, da nach dem Zeremoniell des österreichischen Adels die geborene Gräfin Dubsky ihren Titel auch nach der Heirat mit dem Freiherrn von Ebner nicht verlor. Mögen das Äußerlichkeiten sein — sie sind bezeichnend für die Ansichten, die bei einer geregelten Erziehung in den vornehmen Kreisen des Landes herrschten. Dabei darf nicht vergessen werden, daß die junge Gräfin, deren Mutter aus einer bürgerlichen schlesischen protestantischen Familie stammte — sie starb bei der Geburt der Tochter — in einem böhmischen Schlosse aufwuchs und sich bis zur Übersiedlung nach Wien nur tschechisch oder französisch mit ihren Angehörigen verständigte, wieder einmal ein Beweis, daß oft durch eine angeborene Fertigkeit ein verfeinertes Gefühl für die künstlerischen Formen einer erst nachträglich erlernten Sprache ausgebildet wird. Marie

von Ebner beherrschte wie wenige außer ihr, Gottfried Keller und Paul Heyse das Deutsche mit meisterlicher Sicherheit und Prägnanz des Ausdrucks. Schon an der Schwelle des vierzigsten Lebensjahres angelangt trat sie zum erstenmal vor die Öffentlichkeit, wozu bei den Vorurteilen ihrer Standesgenossen auch ein großer Mut gehörte.

Das Verhältnis Saars zu Frau Ebner hatte seinen Ursprung indessen nicht in den soeben angezeigten Motiven, sondern in der bis zur Leidenschaft wachsenden schriftstellerischen Wirksamkeit, die erst nach vielen vergeblichen Versuchen, auch auf dem beiden unzugänglichen Gebiete der dramatischen Kunst, das ersehnte Ziel erreichte. Für die Ebner kam der Wunsch hinzu, dem mit einer kümmerlichen Pension von fünfzig Gulden monatlich verabschiedeten Kameraden ihres Gemahls mit tröstlichen Worten und kleinen, vorsichtig an die Adresse des bedürftigen und sehr empfindlichen Junggesellen abgeschickten Gaben das Dasein zu erleichtern, während Saar als ein vorzüglicher Stilist und kluger Zensor „mit dem Seherauge des Dichters“ der um drei Jahre älteren Freundin taktvoll, aber energisch Ratschläge zur Verbesserung ihrer Manuskripte zu geben wußte. Seine Briefe sind in dieser Hinsicht geeignet, als Erläuterungen und Beiträge zur Entstehungsgeschichte mancher ihrer Novellen ausgenutzt zu werden, ferner auch wertvoll für die trotz Bettelheims Biographie immer noch fehlende ausführliche Darstellung ihres Lebens und ihrer Werke, der Hofmillers glänzender Essay als Unterlage dienen könnte. Sie sind nicht nur aus diesem Grunde inhaltlich bedeutender als die meisten Billets der Frau von Ebner, die dafür einen weiblich wärmeren und helleren Akzent wahrnehmen lassen. Neben der Bekanntschaft mit zwei geistig und schöpferisch hochstehenden Persönlichkeiten einer versunkenen Welt und ihren Eigenschaften werden uns einzelne Nachrichten mitgeteilt, die unsere Aufmerksamkeit herausfordern. Marie Ebner hat, anscheinend auch anonym, Feuilletons für die Neue Freie Presse verfaßt (so über Betty Paoli und Luise von François), deren Auffindung durch einen kundigen Literarhistoriker nicht verzögert werden sollte. Ebenso verdient der zu ihrem 70. Geburtstage von Saar veröffentlichte Aufsatz „Begegnungen mit Marie von Ebner-Eschenbach“, den Professor Kindermann mit Recht in seine Einleitung aufgenommen hat, als ein Bekenntnis seiner Anhänglichkeit unsere Teilnahme, da er sich über kleine Details zu einer reizenden Schilderung der Umwelt erhebt, deren Mittelpunkt nicht die „grande Dame du monde“, sondern die mit „Lotti die Uhrmacherin“ und dem „Freiherrn von Gemperlein“, außerdem mit geistvollen Aphorismen, die als feine Goldkörner da und dort auch in ihren Briefen verstreut sind, beschäftigte „grande dame de la science“ ist. Wer freilich glauben wollte, kulturhistorische Bilderbogen oder ein Panorama der gerade am Ende des 19. Jahrhunderts lebhaften Bewegungen der wiener jungen Poeten und Kritiker, etwa über Hofmannsthal oder Karl Kraus, den Maler Klimt und die Sezession zu finden, wird vielleicht enttäuscht sein. Denn dem Café

Griensteidl und anderen Bezirken der Bohème blieben die beiden echten Aristokraten alter habsburgischer Tradition absichtlich fern. Sie begnügten sich mit dem Eigenbau ihrer bald sonnigen, bald schattigen Weinberge und kelterten ihre Trauben für die Mitglieder ihrer sich nach und nach verbreiternden und durch sie beglückten Gemeinde. Sie wollten Klassiker werden, keine Epigonen sein, und wurden aus Epigonen Klassiker, die sich ihrer Würde und ihrer Stellung innerhalb der deutschen Literatur vollauf bewußt waren.

Die „Deutsche Rundschau“ hat wie bei Gottfried Keller und anderen großen Dichtern bei Marie von Ebner-Eschenbach Pate gestanden, so daß ihr ein Anrecht zukommt, den Briefwechsel, in dem ihr und ihres Herausgebers Julius Rodenberg Namen einigemale genannt werden, als ein Dokument der zwischen der Wiener Dichterin und Rodenberg geschaffenen Beziehung zu begrüßen, nachdem im Jahre 1879 mit „Lotti die Uhrmacherin“ die unbekannte Schriftstellerin in den damals an der Spitze der zahlreichen deutschen Zeitschriften stehenden roten Heften einem empfänglichen und gebildeten Publikum vorgestellt worden war und von diesem Zeitpunkt an sich einer allgemeinen Beliebtheit erfreute.

Wir sind dankbar, daß wir ihr und ihrem „kritischen Gewissen“, das von Ferdinand von Saar mit zartem Verständnis geschärft oder gepflegt wurde, durch die nun vor uns liegenden Briefe, die bei ihrer schlichten Abfassung sicherlich eine posthume Beachtung nicht in Betracht gezogen haben, etwas näher als bisher kommen dürfen. Wenn auch infolge der Anwesenheit der beiden Briefsteller am gleichen Orte viele längere oder kürzere Pausen der schriftlichen Verständigung eintraten und die Unterredungen zwischen ihnen am Kamin nur selten in den Briefen Spuren hinterlassen haben, ist den Verehrern der Ebner und den leider kaum zahlreichen Anhängern Ferdinand von Saars eine günstige Gelegenheit geboten, einen Einblick in ihren Gedankenaustausch und ihre tragisch empfundene „Literaturmüdigkeit“ zu gewinnen. Unverbesserliche Pessimisten, als angebliche Realisten dennoch romantischen Stimmungen nachzugeben bereit, reichen sie sich in ihren Briefen mit leiser Wehmut geschwisterlich die Hand: „Seien Sie ruhig, hochverehrte und einzige Frau! An Ihrem Lorbeer wird die Nachwelt nicht zausen — höchstens das eine oder andere Blatt in eine neue Bedeutung rücken. Daher ich auch über Ihren Nachruhm nicht zu wachen brauche. Wohl aber Sie über den meinen.“ Diese Worte hat Saar sieben Jahre geschrieben, bevor er unheilbar erkrankt freiwillig aus dem Leben schied. Die Freundin hat ihm bis zu ihrem neun Jahre nach ihm erfolgten Tode ihre Dankbarkeit bewahrt und „für seinen Nachruhm“ zu sorgen sich bemüht, der aus seinen Briefen an sie wieder aufzuleben berufen ist.

Hermann Uhde-Bernays

Der Fischer im Netz

Man liest den kleinen Roman „Der Fischer im Netz“ des Italieners Franco Solinas in einem Zug (Hamburg 1958, Rowohlt Verlag. 143 S. DM 9,80). Solinas ist ein neuer Name, den man sich wahrscheinlich wird merken müssen. Der Autor wurde 1927 geboren, verbrachte seine Kindheit auf einer kleinen Insel (auf der auch der Roman spielt) zwischen Korsika und Sardinien und studierte später Jura. Seit einigen Jahren schreibt er Drehbücher, was man seinem Buch durchaus anmerkt, die rasche Zeitenfolge, die sichere Wahl der Schauplätze und anderes deuten darauf hin.

Dargestellt wird die Lebensgeschichte eines Fischers, eines draufgängerischen Mannes, der — da die Netzfischerei zuwenig einbringt — mit Dynamit fischt. Er kümmert sich nicht um Gesetze, um die Not überwinden zu können, in der er mit seiner Familie lebt, er wird sich auch nicht klar darüber, daß er andere Fischer durch sein Tun schädigt, entgeht der Polizei, bis er schließlich durch einen „Zufall“ — eine Ladung explodiert ihm zwischen den Knien — umkommt, sich in seinem „eigenen Netz“ fängt.

Das Ganze ist in einer zugleich fortdrängenden wie gebändigten Sprache erzählt, Mensch und Landschaft sind gesehen mit den Augen eines „dramatischen“ Temperaments. Nicht wenige Stellen des Buches sind ergreifend, so etwa die beiden letzten der insgesamt vierzehn kurzen Kapitel. Sie fahren wieder hinaus, der Vater mit zwei Söhnen, es ist nicht außergewöhnlich, daß keiner der drei ein Wort sagt, nur ihre Gedanken gehen andere Wege als sonst. Als das Geschoß dem Vater die Beine zerschmettert hat und einer der Söhne schwerverwundet abseits liegt, muß der Bruder zum ersten Mal versuchen, allein zur Insel zurückzufahren, um Hilfe zu holen. Als er fort ist, zieht eine „große Ruhe“ in das Herz des Fischers ein. Er „braucht nun gar nicht mehr zu denken. Er weiß, daß es sinnlos wäre, mit den Blicken den Horizont abzusuchen, denn er weiß,

wieviele Stunden man braucht, um von hier bis zur Insel und wieder zurückzufahren.“ Er blickt auf das Meer, ohne einen Schmerz zu spüren. „Das Meer, das jetzt nicht mehr so ruhig ist und nicht mehr so zum Fischfang einlädt wie heute morgen. Und dabei war die Dämmerung so flach und durchsichtig. Und September ist es, die beste Zeit für den Fischfang.“ So endet der Roman — in einer großen Gelassenheit.

Ein Buch mit klaren, harten, schattenlosen Konturen, in dem sich eine schon jetzt ausgeprägte Begabung zu erkennen gibt. Man hat es mit Recht mit Hemingways „Der alte Mann und das Meer“ verglichen. Vor allem die zwingende Einfachheit und Durchsichtigkeit der Fabel fordern dazu heraus.

Walter Helmut Fritz

Windstille

Fünf Passagieren eines Auswandererschiffes wird von der Hafenpolizei die Einreise verweigert. Mit der Begründung, ihre Papiere seien nicht in Ordnung, werden sie auf einer dem Festland, ihrem Ziel, vorgelagerten Insel interniert. Dort, zu Untätigkeit und unfreiwilligem Zusammensein verurteilt, erzählen sie einander ihre Lebensgeschichten, und die Vergangenheit, deren Schatten sie eigentlich durch die Auswanderung haben entkommen wollen, klärt sich im Erzählen. Inzwischen hat die Behörde über die Frage der Einreise entschieden; es steht den Internierten frei, sich zum Festland übersetzen zu lassen. Dies ist, kurz zusammengefaßt, der Verlauf der Handlung in dem Roman „Windstille vor Concador“ von Geno Hartlaub (Frankfurt 1958, S. Fischer-Verlag. 270 S. DM 14,80).

Das Buch läßt zwei Lesearten zu. Man kann die Ereignisse der Rahmenhandlung als einfache Tatsachen nehmen, den Sinn in der mehr oder weniger zufälligen Windstille, in der Ruhe sehen, die zu einer Auseinandersetzung mit unverarbeiteten Erlebnissen führt und im Gespräch zum Bekenntnis, zur Einsicht und zur Bewältigung. Oder man kann jede einzelne Wendung im Handlungsablauf

symbolisch auffassen wie das Wort Windstille: wer seine Vergangenheit verdrängt, nicht wahrhaben will, wer auf irgendeine Weise mit ihr nicht ins reine kommt, der lebt in einem Zwischenreich, das ihn aktionsunfähig macht, dem ist Concador, — *conca d'or*, goldene Muschel —, das Land der Zukunft verschlossen. Aber auf welche der beiden Arten man den Roman liest, er wirft durch die einzelnen Geschichten sowohl wie durch den Schluß, nicht alle fünf Passagiere bleiben nämlich in Concador, eine Fülle fesselnder Fragen auf, und er ist — heute eine wahre Wohltat bei einem unterhaltenden Roman — hervorragend gut geschrieben.

Hildegard Abemm

Pumps Nachlaß

Hans W. Pump starb 1957, kaum 42 Jahre alt. Er hatte nur den Erfolg seines ersten Buches „Vor dem großen Schnee“ noch erlebt. Posthum erschien sein zweiter Roman „Die Reise nach Capuascala“ (Hamburg 1957, Claassen. 244 S. DM 10,80) und ein kleiner Band mit drei Erzählungen von seltener Faszinationskraft: „Gesicht in dieser Zeit“ (Claassen, 1958. 193 S. DM 10,80). Der Roman ist ein kleines Meisterwerk, im Stil persönlich, im Bau artistisch und im Inhalt ganz unkonventionell. Ein alter Mann wird aus dem Gefängnis entlassen, zu dem er wegen Kriegsverbrechen verurteilt wurde und begeht, da er mit der Vergangenheit nicht fertig wird, Selbstmord. Seine Tochter sucht eine andere Freiheit. Sie zieht mit einem Zirkus, der vor seinem Ruin steht und seine große Chance an dem Ort seines früheren Erfolgs sucht, nach Capuascala. Der Wagemut, das Abenteuer wird die letzte Hoffnung für die Freiheit. Aber die Reise führt zum Fiasko, die Freiheit entpuppt sich als Illusion. — Doch Pump sagt noch mehr. Die Menschen sind wie die Tiere in den Käfigen des Zirkus, von Gittern, Konventionen und der Gewöhnung umgeben sind sie auf Freiheit dressiert.

Stimmungen, nicht Psychologie prägen Pumps Roman. Manche Fäden

laufen ins rätselhafte, manche ins symbolische. Da gibt es einen jüngeren Mann namens Haisch. Er ist der einzige der illusionslos ist, der die Mechanismen der Unfreiheit kennt. Er tat während des Krieges als Jurist mechanisch seine Pflicht: denunzierte und verfolgte. Später setzte er seine Laufbahn fort. Sein Leben ist ohne Widerstand, ohne Kampf und ohne Bedürfnis nach Freiheit. Etwas fatalistisches kommt mit dieser Figur in Pumps Roman, von dem schwer auszumachen ist, ob es vom Autor beabsichtigt ist. Anpassung ist sicher nicht Pumps letztes Wort, eher Kathasis der Ohnmacht.

Dieser Zug von fast melancholischer Illusionslosigkeit findet man auch in Pumps Erzählungen wieder: sozialkritisch und diagnostisch verkleidet. Da ist z. B. ein zwölfjähriger Junge in den Flüchtlingsbaracken: durchtrieben und mit starkem Selbsterhaltungstrieb. Bei einem nächtlichen Diebstahl läßt er seinen erschöpften Kameraden im Stich und lockt ein ihn verfolgendes Mädchen ins Moor wo sie umkommt. Pump gibt zu verstehen, daß hier alle sozialen Vorstellungen am Ende sind. Sozialinstitutionen helfen nicht mehr. Eine innere Fäule nimmt da in Menschen überhand. Überall häuft sich der Schmutz — wie der Kriminalbeamte voll Ekel sich in der Erzählung „Das letzte Kapitel“ ausdrückt —, ein Morast von Unaufgeklärtem, Halbverurteilten, von erzwungenen falschen Geständnissen und nicht erreichbaren Schuldigen. Pump schildert den Fall eines entlassenen Häftlings der von seiner früheren Clique einen Kinderraub unterschoben bekommt, gegen den er wie die Polizei, völlig wehrlos ist. Pump zieht aus diesen Verhältnissen den Schluß: „Nicht gegen die Ungerechten kämpfen, sondern zusehen, daß man selber dazugehört“. Das klingt zynisch. Aber wenn man der Ansicht ist, daß die soziale Wohlgeordnetheit und Prosperität nichts anders als ein Dschungel ist, so ist Pumps Devise eine Aufforderung sich anzupassen. Wir können doch nicht verhindern, daß die Wölfe sich und

andere auffressen. — Das ist ein sehr düsteres Kapitel.

Noch steht von Pump ein Roman aus, „Sack und Asche“, — möge er bald erscheinen. *Günter Klingmann*

Kindertragödie

Der 25jährige, heute in Paris lebende Michel de Castillo nennt sich in seiner, sehr gut als „dokumentarischer Roman“ bezeichneten Biographie Tanguy; dies ist der Titel des — von Leonharda Gescher ganz vorzüglich übersetzten — französischen Originals, den wir statt des gefühlvoll-nichtsagenden deutschen Titels gerne beibehalten gesehen hätten. (*Michel de Castillo*, „Elegie der Nacht“. Hamburg 1958, Hoffmann & Campe, 259 S. DM 13,80). Es ist Castillo 1955 entstandenes Erstlingswerk, das soeben in Übersetzungen in acht Ländern, darunter Japan, herauskommt, natürlich nicht in seiner Heimat Spanien. Castillo hat noch während seines Studiums an der Sorbonne drei weitere Romane geschrieben. Seine Chronik — eine Parallele zum Tagebuch der Anne Frank — läuft fast ohne Dialog in der ganzen Nacktheit des grauenvollsten Erlebens ab: der fünfjährige Sohn aus der unseligen Ehe eines Franzosen und einer hochadeligen Spanierin, die jedoch sozialistische Journalistin geworden ist, muß mit der Mutter vor dem Franco-Regime nach Frankreich fliehen. Die Etappen der Jahre 1938 bis 1955: der eigene erbärmliche Vater denunziert die geschiedene Frau und das Kind, drei Jahre französisches KZ, Flucht der Mutter, Deportation des einfach zum Juden erklärten Kindes durch die SS in ein KZ nach Ostdeutschland, zufälliges Überleben der bis Kriegsende währenden Hölle („daß es etwas Schlimmeres gibt als sterben: jeden Tag ein bißchen sterben“) dank der erschütternden Bruderliebe eines jungen deutschen Anwalts und Märtyrers, Rücktransport nach Frankreich, Abschieben nach Spanien, neue völlige Verlassenheit; polizeiliche Einweisung in die dritte KZ-Hölle, eine von Laienbrüdern eines nicht genannten Ordens geführte

„Besserungsanstalt“, die kein Katholik je für möglich gehalten hätte; teuflische Peinigungen und Auspeitschungen durch die auch sexuell pervertierten Laienbrüder, die sich von der SS nur dadurch unterscheiden, daß sie täglich zur Kommunion gehen („er fragte sich, ob es jemals eine Welt geben werde, in der die Kinder geliebt und beschützt würden“); Flucht mit Hilfe eines schlichten, gütigen Arztes, dessen Nachforschungen über die Zustände vom Franco-Regime unterbunden werden; Aufnahme in ein von prachtvollen, großzügigen Jesuitenpatres geführtes Gymnasium; erstes Kennenlernen, mit 18 Jahren, einer durch echte Liebe, Väterlichkeit, Freundschaft und Freiheit im schönsten Sinne verbundenen Gemeinschaft, die in Tanguy „die Liebe zu allem, was unsterblich ist“ weckt; nach 2 Jahren Abschied, um die verlorenen Eltern zu suchen; Arbeiterdasein in einer Zementfabrik Nordspaniens; Wiederfinden des feigen Vaters, dessen Ideale sich auf echte Möbel und Herkunft „aus gutem Hause“ beschränken; erneute Verstoßung des nun 20jährigen Sohnes durch den Vater, den Prototyp des politisch-gesellschaftlichen Gesinnungslumpen, der zum ersten Male im Leben die Wahrheit über sich selber erfährt; Wiedersehen mit der fremd gewordenen Mutter, die nichts als „heiligen Haß“ fordert, wo ihr Sohn nur Liebe sucht, nur Liebe geben will; schließlich der Frieden eines liebevollen Zuhause beim Bruder des Vaters und seiner Frau, die man beide aus der Familie verstoßen hatte, weil diese Frau nicht „aus gutem Hause“ war. — Das Leben eines Kindes unserer Zeit. Wer will es auf sich nehmen, ihm von Gott zu reden? Der Leiter des spanischen Jesuitengymnasiums, der einzige Vertraute aller seiner unausmeßbaren Leiden, des „ganzen großen Jammers eines Kindes ohne Kindheit“, hat es abgelehnt und sich damit begnügt, nur zu trösten und zu verstehen.

Der deutschen Jugend stellt Castillos Buch viele Fragen. Der Autor erinnert sich, wie ihm sein deutscher Freund im KZ einmal, als Tanguy unter dem Hohngelächter der Teu-

tonen von deutschen Kindern gequält wurde, sagte: „Sie tun das, was man sie lehrt. Das Traurige dabei ist, daß sie die Generation von morgen sind, die Generation, die eine bessere Welt schaffen — müßte.“ *Hans Kühner*

Borchardt: Prosa und Übertragungen

Der soeben erschienene IV. Band der *Gesammelten Werke Rudolf Borchardts* („Prosa I“. Stuttgart 1958, Ernst Klett Verlag. 538 S. DM 29,50) faßt den ersten Teil der Prosaschriften zusammen, der Band V bringt die „Übertragungen“ (548 S. DM 28,50). Der diese sehr persönlich geprägte Prosa schrieb, war ein souveräner Geist, dem ein angeborener und ausgebildeter unbestechlicher Sinn für Rang und Wert im Geistigen eignete. Aufgewachsen und gereift im Umgang mit den gültigen Werken und Werten der Weltliteratur und über eine ebenso gründliche wie grenzenlose Belesenheit verfügend, ist es Borchardt gegeben, das einzelne Thema in große Zusammenhänge zu rücken und vor dem Horizont der Jahrhunderte abzuhandeln. Die Kernstücke dieses neuen Bandes sind die Arbeiten über Hofmannsthal, darunter einige bisher kaum bekannte Studien. Es bleibt ergreifend und bewegend, zu beobachten, wie sich Borchardt immer wieder bemüht, das Wunder Hofmannsthal zu deuten und den Zeitgenossen zu vermitteln. Im Gegensatz dazu stehen einige Aufsätze, die sich von höchster kritischer Warte aus mit Stefan George und seinem Kreis beschäftigen. Daneben findet der Leser in dem Bande eine große Zahl ausgezeichnete Arbeiten über Benedetto Croce, Max Reinhardt, Josef Nadler und andere Themen der Literatur und des Geisteslebens. Endlich zeigt uns eine so wichtige Arbeit wie „Über den Dichter und das Dichterische“ Borchardts Stellung innerhalb der Epoche, der er angehörte. Eine Reihe von Streitschriften macht uns mit dem kämpferischen Element in Borchardts Wesen vertraut. Sie zeigen, von welcher hohen Warte und mit welcher scharfen Argumenten Borchardt mit seinen Gegnern oder mit den Verfallserscheinungen

der Zeit abzurechnen pflegte.

Borchardts Art, die Menschen und die Mächte, die Dinge und die Probleme zu sehen, ist einzigartig und einmalig bis zur Eigenwilligkeit und Eigensinnigkeit. Man spürt jeder Seite dieses Werkes an, daß alles, was er schrieb, diktiert war von einem strengen Verantwortungsbewußtsein, von dem Willen zur Größe, zur Klarheit und zur Schönheit in der Diktion, alles was bewegt von einer seltenen geistigen Leidenschaft. Das alles sind Qualitäten, die heute selten geworden sind, sie aber bilden die Gewähr für die Dauer dieser Arbeiten und für ihr Fortwirken in der Gegenwart und Zukunft.

Für die Wirksamkeit dieser Qualitäten sprechen auch die Übertragungen Rudolf Borchardts, die dem deutschen Leser Dichtungen aus der griechisch-römischen Antike, dem romanischen und deutschen Mittelalter und der Neuzeit vermitteln. Bei der Auswahl war insofern kein Zufall im Spiel als alle gewählten Stücke in innerstem Zusammenhang stehen mit Borchardts eigenem Wesen. In der sprachlichen Gestaltung trachtete Borchardt danach, Sprache und Stil der Urtexte auf höchst eigentümliche, oft eigenwillige Weise mit den Mitteln und Möglichkeiten der deutschen Sprache wiederzugeben.

Otto Heuschele

Revolutionäres Tagebuch

Die Laufbahn des 1840 in Trier geborenen *Franz Xaver Kraus* führt über ein Priesterseminar, seine Promovierung in der theol. Fakultät, über die Priesterweihe zur Lehrtätigkeit an den Universitäten Straßburg und Freiburg. Als Kirchen- und Kultur-Historiker, Archäologe und Danteforscher erscheinen zahlreiche Veröffentlichungen von ihm, und mit diesen beginnt sich mehr und mehr sein Widerspruch gegen die Traditionsgebundenheit der katholischen Kirche abzuzeichnen. Ohne je seine persönliche Frömmigkeit zu verlieren, kämpft er gegen den Ultramontanismus. So ist nicht zu verwundern, daß ihm von „alkatholischer“ Seite

Schwierigkeiten bereitet werden, und daß er immer wieder befürchten muß, daß seine Schriften auf den Index gesetzt werden.

Dieser Kampf wird aus seinen seit 1856 bis zu seinem Lebensende geführten „Tagebüchern“, herausgegeben und eingeleitet von Herbert Schiel (Köln 1957, Verlag J. P. Bachem. 820 S. DM 32,—) ersichtlich. Ein unruhiges Leben zeichnet sich ab — heute ist er in Rom, morgen in Florenz oder München, in Frankreich oder in der Schweiz. Täglich führt er viele Gespräche mit Gleichgesinnten, mit Kardinälen aus der ganzen Welt, mit weltlichen Potentaten, Gelehrten und Künstlern. Unzählige bekannte Namen begegnen uns und werden charakterisiert. Ansichten über Bücher, die Kraus las, machen die Tagebücher auch für den an kirchlichen Belangen weniger Interessierten bedeutungsvoll — etwa seine Auseinandersetzungen mit Kierkegaards Schriften — mit Zola und vielen anderen zu ihrer Zeit fortschrittlichen Schriftstellern.

Kraus starb 1901. Das Erscheinen seiner „Tagebücher“ gleich nach seinem Tode hätte ungeheures Aufsehen erregt. Doch viele seiner Gesinnungsfreunde aus kirchlichen Kreisen wären zu stark belastet worden. So gestat-

tete er das Erscheinen erst 50 Jahre nach seinem Tode. — Mag sich inzwischen auch vieles geändert haben, der dokumentarische Wert dieser im kirchlichen Sinne revolutionären Schrift ist eher gestiegen als verblaßt.

V. O. Stomps

Heilslehre?

Es ist an der Tagesordnung, als Laie zur Psychologie Freuds mit irgendeinem Schlagwort zu reagieren, das der verallgemeinerten Kritik an seiner Sexualpsychologie entspringt. Zur Allgemeinbildung scheint es zu gehören, die Lehre vom „Lustprinzip“ als einzig lebensantreibende Kraft für überholt zu halten. *Albert Görres, (Methode und Erfahrungen der Psychoanalyse*“ München 1957, Kösel-Verlag, 300 S. DM 14,60) Dozent für Psychologie an der Universität Mainz und Arzt für Psychotherapie in Frankfurt, unternimmt den Versuch, das Werk Freuds aus dieser antiquierten Benachteiligung zu lösen und die allgemeinen Vorurteile zu zerstreuen. „... weder werden wir mit gutem Gewissen linientreue Jünger (Freuds) sein, noch gelingt es uns, das Pathos der moralischen und wissenschaftlichen Entrüstung, die elegante Geste wissender Überlegenheit so ganz überzeugend und überzeugend aufzubringen.“

Kunstbildbände

WILHELM SCHWEMMER

ADAM KRAFT

Leben und Werk des bekannten Steinbildhauers und Architekten. 112 Seiten mit 70 großen Aufnahmen und Texterläuterungen. 19/27 cm, Ganzleinen DM 15,50

EUGEN KUSCH

UNVERGÄNGLICHES NÜRNBERG

Die Kulturdenkmäler, die erhalten blieben oder wiederhergestellt wurden. 160 Seiten mit 126 großen Aufnahmen, Texterläuterungen. 19/27 cm, Ganzleinen DM 18,50



VERLAG HANS CARL · NÜRNBERG

Mit Hilfe eines auch für den Laien verständlichen wissenschaftlichen Systems, das Begriffe wie „Ödipuskomplex“, „Ambivalenz“ usw. in ein Erfahrungsbereich einordnet, das dem Stand der Gegenwartspsychologie entspricht, gelingt es Albert Görres trotz aller einschränkenden Kritik, Freuds Theorien so unbefangen zu interpretieren, daß sie sich aus ihren weltanschaulichen und philosophischen Voraussetzungen lösen lassen und als richtungsbestimmend für alle weiteren Forschungsweisen zeigen. Dies ist umso notwendiger, als das psychologische Interesse bereits bis in die Sozialordnung vorgedrungen ist, sei es durch das Rechtswesen, durch Jugendorganisationen oder Fürsorge, und somit einer theoretischen Fixierung auch für den Laien bedarf. Albert Görres begnügt sich jedoch nicht mit der Interpretation Freuds allein, er stellt psychologische Erkenntnisse und Formulierungen verschiedenster Art nebeneinander, um aus ihren Gegensätzen jene theoretische und praktische Verbindlichkeit abzuleiten, die dem Leser Sinn und Handhabung der Analyse erklärt, ihre Wirkung auf den gesunden wie auf den krankhaften Charakter und ihre Voraussetzungen im Neurotiker selbst. Da auch die Gefahren, die sich aus der Vieldeutigkeit psychologischer Befunde ergeben, von Görres mit einkalkuliert werden, bietet sich dem Leser eine klare Übersicht über die wissenschaftlichen und menschlichen Erfahrungen der Psychoanalyse an. Der analytische Dilettantismus, der, seit Ibsens „Unverstandene Frauen“ an Aktualität verloren haben, selbst in gebildeten Kreisen das Erziehungswesen beeinträchtigte, wird restlos aufgedeckt. Obwohl, wie sich uns im Osten täglich veranschaulicht, die Psychologie das Bewußtsein der Massen in seinen groben Reaktionen so weit enthüllt hat, daß sich Vertreter des Terrorismus seelenanalytischer Kenntnisse bedienen, um durch Propagandaaktionen die empfindsamere Ansprechbarkeit des Einzelnen unmerklich zu zerstören, mag Görres Anspruch doch seine Berechtigung haben, daß man die Psychoanalyse

nicht verstanden habe, „wenn man ihren verborgenen Anspruch als Heilslehre übersieht.“ Albert Görres fährt fort: „man hat sie mißverstanden, wenn man nur ihn sieht.“

Kristiane Schäffer

Kreuzzüge

Es ist ein Trost für alle diejenigen, die immer wieder beklagen, daß zwischen Forschung und „Leben“ nur so seltene und so schmale Brücken zu bestehen scheinen, daß die letzten Jahre uns gleich drei sich ergänzende Darstellungen der Kreuzzugs-Geschichte beschert haben. René Grousset hatte schon vor 20 Jahren mit seiner vorwiegend auf arabischen Quellen aufgebauten „Histoire des Croisades et du Royaume de Jérusalem“ (3 Bände) Bresche geschlagen. Nun erschienen nebeneinander die umfassende Chronik des Engländers Steven Runciman (1951 ff.) — das gründliche, vor allem auch die geistesgeschichtliche Dimension auslotende Werk des Deutschen Adolf Waas (1956) — und das amerikanische Team-work „A History of the Crusades“, hrsg. von Kenneth M. Settons (seit 1955). Das dreibändige Werk von Steven Runciman liegt nun auch in deutscher Sprache vor: „Geschichte der Kreuzzüge“ (aus dem Englischen übertragen von P. de Mendelssohn). I. Band: Der 1. Kreuzzug u. d. Gründung des Königreichs Jerusalem. 417 S. mit 9 Abb. und 5 Karten. München 1957 (C. H. Beck-Verlag), DM 24,—; II. Band: Das Königreich Jerusalem u. d. fränkische Osten. 574 S. mit 8 Abb. und 6 Karten (1958), DM 28,50; (Band III wird folgen.)

Indem es den immensen Stoff in schöner Klarheit darbietet, steht hier ein wirkliches Standardwerk der Geschichtsschreibung vor uns, das auch — wie sich das nachgerade gehört — die Rolle von Byzanz als des Traditionsträgers römischer Reichs-Staatlichkeit und, kraft dieser Tradition, als des Bollwerks der Christenheit gegen den vorderasiatischen Osten gebührend herausarbeitet. Die Vorgeschichte der Kreuzzüge wird ausführlich dargestellt, samt der Grundlegung

Frühsommer-Nordsee-Urlaub kräftigt, heilt

ARKUM JUIST NORDERNEY BALTRUM LANGEBOG SPIEKERBOG WANGERBOG

Seebäder wirksam und preiswert bei Katarrhen, Allergien, veg. Dystonie, Nachlassen der Arbeitskraft, Praesklerose. Auch für Sanatorien, private Kinder- und Schulheime - gegen 25 Pf Porto vom LVV. Ostfriesland, Emden, P 86

in jener Bewegung der Kirchenreform des 11. Jahrhunderts, die zum „Reich der Kirche“ samt den Kreuzzügen als ihrer politisch-militärischen Missions-Leistung geführt hat. Dabei öffnet das Stichwort „Mission“ den Blick auf den tödlich gefährlichen schmalen Grat zwischen „Weltwendung des Glaubens“ und dessen „Verweltlichung“, auf dem wandelnd die fränkische Ritterschaft Gott auf ihre handgreifliche Weise zu dienen hoffte. — Die Problematik dieser politisch-militärischen „Leibwerdung“ des christlichen Reichs-Pathos wird im 2. Kreuzzug (Mitte des 12. Jahrhunderts) sichtbar: Hinter ihm steht nicht nur der aktiv auf die Welt gerichtete Spiritualismus Bernhards von Clairvaux, sondern nicht minder die früh-imperialistische Staatspolitik der Normannen zur gleichen Zeit, da in den „Gesta Dei per Francos“ sich der frühe Nationalismus der Franzosen begründet. In ihnen begegnen wir dem — hier wie überhaupt — erschreckendsten Phänomen der Geschichte: der sich gütig setzenden Macht-Institution, die auch das Hlg. Land ergreift, in Gestalt der eifersüchtig ihre „Statik“ verfechtenden „fränkischen“ Staaten- und Dynastienwelt. In sie bricht mit der Schlacht von Hattin (1187) die unter Saladin erneuerte Macht des Islam sieghaft ein — und wieder eine Generation später wird der große Zyniker Friedrich II. mit den Muselmanen im Festzelt vor Jerusalem Schach spielen . . .

Der islamische Gegner erhält in der Darstellung seines politischen und geistigen Eigenstandes sein volles Recht. Damit aber — und so kommen wir auf unseren einleitenden Satz zurück — leistet solche Geschichtsschreibung ihrer, unserer Zeit einen

Dienst geradezu politischen Gewichts: Die (nicht neue) Erkenntnis historischer Relativität könnte in purer Negation hängenbleiben, zu Agnostizismus verleiten. Indem aber — positiv — die Wechselbezogenheit gesehen und ausgesagt wird, in der Gegner auseinander, der eine aus dem anderen gelebt und sich gebildet haben (dies letztere im politischen wie kulturgeschichtlichen Sinne), wird ipso facto mit dem Zeitalter der Kreuzzüge der Begriff „Kreuzzug“ selbst in die „gewesene Geschichte“ verwiesen.

Historia magistra vitae? Wenn ja — dann im indirekten Sinne, daß Geschichte das Wissen um die eigene Position zu wecken und zu läutern vermag. Ein Werk wie das vorliegende entlarvt es nun (ungewollt) als ein sehr unangemessenes und darum auch unwahrhaftiges Reden, wenn heute gelegentlich von ideologischer Basis aus „Kreuzzüge“ proklamiert werden. Kreuzzüge heute? Dem 20. Jahrhundert fehlt die soziale Schicht, die es sich leisten kann, zugleich kriegerisch-absolut wie geistig-offen aufzutreten; ihm fehlt der Adel. Wo außerdem Glaubenskräfte oder politische Daseinsformen oft nur noch in ihrer Funktionalität, nicht mehr aber in ihrem gegenständlichen So-sein erfaßt werden (wie H. Arendt einmal bemerkt hat), da fehlt der „Stand“, der eine kämpferische Auseinandersetzung um seiner Selbstverwirklichung willen zu tragen vermöchte. Der notwendigen „Weltwendung des Glaubens“ ist jene Doppelung spiritualistischer Verflüchtigung neben radikaler „Verweltlichung“ gefolgt, die es nunmehr verbietet, politisches Handeln unreflektiert als Gottes-Dienst zu verstehen und zu vollziehen. — Im Felde

der Politik und der sie tragenden Selbstachtung sind heute erst noch die Formen zu finden und fest zu gründen, die gleiche Würde zeigten wie der naive Opfermut jener Ritter, die sich einst das Kreuz angeheftet haben. Hellmut Kämpf

Russische Geschichte und Literatur

Von den zahlreichen kurzgefaßten Geschichten Rußlands ist die von Irene Neander (*„Grundzüge der russischen Geschichte“*, Darmstadt 1956, Gentner. 120 S. DM 6,80) mit Abstand die beste zu nennen. Souveräne Sachkenntnis, sorgfältige Berücksichtigung der neueren Spezialliteratur brachten eine so gut ausgewogene Darstellung zustande, wie man sie auf so knappem Raum nicht erwartet hätte. Dem Leser, der eine erste Orientierung sucht, sei die Arbeit uneingeschränkt empfohlen. Hier werden keine simplifizierenden Plattitüden, keine haltlosen Spekulationen geboten, sondern einwandfrei nachweisbare Tatsachen. Besonders dankenswert ist, daß zwei Kardinalfragen in wünschenswerter Kühle und Klarheit abgehandelt werden; die eine: ist Rußland Europa? und die andere nach der Einwirkung der Tatarenzeit auf Rußland. Die Geschichtsforschung hat längst nachgewiesen, daß Rußland zu Europa gehörte und gehört und daß die Tatarenherrschaft andere schädliche Wirkungen hatte als die, aus den Russen Asiaten zu machen. Zahlreiche Autoren populärer Rußlandbücher können sich leider immer noch nicht entschließen, diesen Tatsachen Rechnung zu tragen, es ist daher umso erfreulicher, daß Frau Neanders Buch, das sich an ein breites Publikum wendet, Aufklärung bietet.

Der Problematik aller kurzgefaßten Geschichten — gleichgültig welchen Landes — entgeht auch diese nicht. Um die Kürze und Geradlinigkeit der Darstellung nicht zu beeinträchtigen, muß beim potentiellen Leser eine gewisse Kenntnis der allgemeinen europäischen Geschichte vorausgesetzt werden. Kenntnisse, über die aber gerade Leser, die eine erste Informierung suchen, oftmals nicht in aus-

reichendem Maße verfügen. Die Unterbringung von etwa 1200 Jahren Geschichte auf 120 Druckseiten unter Berücksichtigung aller wichtigen Komponenten führt zu einer gewissen Eintönigkeit und Dürftigkeit in Stil und Formulierung auf Kosten der Einprägsamkeit des gebotenen Stoffes. Vielleicht könnte eine differenziertere Aufgliederung hier Abhilfe schaffen.

Daß ein einzelner Gelehrter den Literarhistoriker, den Linguisten und den Historiker in sich vereinigt, grenzt heute ans Unvorstellbare. Das großartige Werk Adolf Stender-Petersens (*„Geschichte der russischen Literatur“*, München 1957, C. H. Beck. 2 Bände, XVIII/1057 S. DM 60,—) lehrt, daß es dies Unwahrscheinliche gibt und mehr noch: daß die Gelehrsamkeit den berühmten Slawisten nicht hinderte, den Stoff so darzustellen, daß jeder literarisch interessierte Nicht-Fachmann mit Vergnügen in dem Buch lesen kann.

Mit dem Ausdruck „Standard-Werk“ wird soviel Schindluder getrieben, daß man sich scheut, ihn zu verwenden, wenn tatsächlich eines anzuzeigen ist. Die ernst zu nehmenden Arbeiten in deutscher Sprache zur älteren, jüngeren und jüngsten russischen Literatur sind an den Fingern abzuzählen. Die 1955 erschienene gute Gesamtdarstellung Lettenbauers (vgl. DR, 3/1956) gibt einen informativen Überblick. Stender-Petersen bietet weit mehr, nämlich die bisher schmerzlich entbehrte russische Literaturgeschichte.

Ganz besonders ist zu begrüßen, daß der Verfasser auch der Entstehung der russischen Literatur und ihren frühesten Zeugnissen gebührenden Raum gibt. Zahlreiche ausführliche Zitate aus der homiletischen, der hagiographischen, der apokryphen, der religiös-poetischen und der historischen Literatur — glänzend von Wilhelm Krämer ins Deutsche übersetzt — vermitteln eine lebendige Vorstellung vom sprachlichen Reichtum der altrussischen Literatur, welche die byzantinischen Vorbilder in erstaunlicher Weise verarbeitet und umgebildet hat.

Der Verfasser erklärt im Vorwort,

er habe nicht beabsichtigt, ein Nachschlagewerk über Leben und Wirken einzelner Dichter zu schreiben — das Biographische wird auf ein Mindestmaß beschränkt —, sondern eine pragmatische Geschichte, eine Geschichte der russischen Literatur an sich. „Die Autorennamen dienen in dieser Darstellung viel mehr als Symbole bestimmter Wortkunstsysteme oder Wortkunstmethoden denn als Bezeichnung konkreter Personen in ihrer außerliterarischen Existenz. Diese Betrachtungsweise ergibt sich aus der theoretischen Anschauung, daß Literaturgeschichte nichts anderes ist als die Geschichte stets erneuter Versuche, immer wieder entstehende problematische Situationen in der Literatur zu entwirren und zu klären.“

Diese Methode erscheint uns als ein vorzügliches Mittel, sachliche Kenntnisse zu vermitteln und das Verständnis für die russische literarische Entwicklung zu wecken. Stender-Petersen schweift nirgends ins Spekulative ab, sachlich, mit luzider Klarheit, ohne Überschwang oder Überspitzung analysiert er nach rein literarischen Maßstäben. Dies führt zu Ergebnissen, die geeignet sind, manche eingefleischte verhängnisvolle Fehlinterpretation zu revidieren. Hier sei als Beispiel nur Dostojewskij erwähnt, der unfreiwillig im deutschen Bürgertum so viel Unheil angerichtet hat:

„Der Wahrheitsgehalt seiner Ideen ist meistens fragwürdig. Es wäre falsch D. einseitig als den großen Lehrer und Mystiker aufzufassen... Bewußt und unbewußt war er vor allem Künstler, und wenn er seine Romane schuf, war ihm die künstlerische Wirkung am wichtigsten. Ihretwegen bediente er sich der geistreichsten und tiefsten Ideen — genau so, wie er sich der Psychologie bediente... Tatsächlich sprach er kaum einen Gedanken aus, ohne nicht gleichzeitig Zweifel an seiner Wahrheit zu säen.“

Am Ende seines imponierenden Werkes stellt der Autor die Frage, wie die große russische Literatur im Sowjetstaat habe einfach verschwin-

den können. Er vermutet, sie sei nicht genug mit dem Volk verbunden gewesen. Das mag sein oder auch nicht. Zwar war die russische Literatur, an skandinavischen Maßstäben gemessen, weder in die Tiefe noch in die Breite gedrungen; aber das ist doch wohl das „Normale“ in Europa. Auch die deutsche Literatur, soweit sie nicht klassisch und damit sacrosankt gewesen ist, hörte 1933 auf. Der Dreck kam nach oben und Übersetzungen mußten die Blöße verdecken helfen. Vielleicht besteht überhaupt eine Wechselwirkung zwischen der Möglichkeit der Diktatur und der Unmöglichkeit der Literatur? H. W.

Über die Einheitsbewegung

Das neue Werk des englischen Historikers W. E. Mosse zur diplomatischen Geschichte der deutschen Einheitsbewegung „*The European Powers and the German Question 1848-71*“ (Cambridge University Press. 1958. 409 S. 50 s.) gehört zu den seltenen Produkten des derzeitigen Wissenschaftsbetriebes, in denen sich solider Wert mit höchster Aktualität vereinigt. Der Zeitpunkt für sein Erscheinen hätte garnicht passender gewählt sein können. Nicht nur daß in diesen Tagen das Problem der Wiedervereinigung Deutschlands die weltpolitische Debatte beherrscht; es ist auch gerade hundert Jahre her, daß die im Nachmärz verkümmerte Einheitsbewegung durch die Neue Aera in Preußen frisch belebt wurde und dann von der durch Napoleon III. in Italien entfesselten nationalen Revolution jene Schwungkraft erhielt, die sie bis zur Reichsgründung von 1871 tragen sollte.

Vergleicht man die damalige Einheitsbewegung mit der heutigen Situation, so fallen sofort gewisse Übereinstimmungen ins Auge. Wieder gibt es einen innerdeutschen Dualismus: Bonn-Pankow statt Berlin-Wien. Wieder bildet Deutschland den Schnittpunkt eines epochalen Ost-West-Konflikts, der ideologischer wie politischer Natur ist. Wieder scheint die große Mehrheit der Deutschen nach dem liberalen Westen zu tendieren. Wieder

fungiert Rußland bei dem internationalen Tauziehen als Vormacht der Autokratie. Wieder ist es die Sicherung Polens, dieser Achillesferse des russischen Imperiums, die bei der russischen Haltung zum Deutschland-Problem stark ins Gewicht fällt. Wieder entscheiden über die deutsche Zukunft weltpolitische Faktoren und Erwägungen, die mit Deutschland nichts oder nur sehr weitläufig zu tun haben. So könnte der Katalog der Situationskonstanten und -varianten schier endlos weiter gehen.

Es wird daher einleuchten, daß Dr. Mosses Buch nicht nur für den Fachhistoriker von Interesse ist: es geht auch all diejenigen an, die das gegenwärtige Deutschland-Problem aus einer tieferen Perspektive verstehen möchten. Nicht als ob Dr. Mosse sich selbst solche Ausblicke in die Gegenwart gestattete. Als strenger Historiker Cambridger Observanz versagt er sich diese Freiheit, wie der Geist wissenschaftlicher Askese sich auch in dem klaren, präzisen und allen literarischen Allüren abholden Stil widerspiegelt, der das materialreiche Werk zu einer angenehmen Lektüre macht.

Worauf es Dr. Mosse grundlegend ankommt, ist die Überwindung der bisherigen, im Bannkreise Bismarcks stehenden Geschichtsanschauung — als bildete Preußen die Sonne, um die die Planeten des europäischen Staatensystems kreisten. Stattdessen hat Dr. Mosse mit großer Energie und — wie mir scheint — mit großem Erfolg einen Standort bezogen, der jenseits von Berlin, London, Paris, Wien und St. Petersburg liegt — den Standort der Standortlosigkeit. Es ist diese „kopernikanische“ Wendung von der altvertrauten borsozentrischen Position zu einer Art von historischem Relativitätsprinzip, die dem Mosseschen Werk seine spezifische Bedeutung verleiht. Aus ihr ergibt sich eine überfällige Korrektur der Perspektive: Ereignisse, die bisher im Mittelpunkt der historischen Sicht standen (z. B. die Auseinandersetzung zwischen Österreich und Preußen),

rücken stark in den Hintergrund, während bisher als Randphänomene behandelte Komplexe, wie der Krimkrieg, die Italienpolitik Napoleons III., die polnische und die orientalische Frage, nun als Größen von indirekt ausschlaggebender Bedeutung in den Vordergrund des Blickfeldes treten. Anders ausgedrückt, über die Bismarcksche Lösung der deutschen Frage entschieden nicht nur die berühmten Waffensiege Preußens, sondern auch Ereignisse auf weitentlegenen Schauplätzen sowie Faktoren, die mit Deutschland nichts zu tun hatten.

Diese Reorientierung bedeutet eine Revision landläufiger Vorstellungen in zweifacher Hinsicht. Einmal schrumpft die Leistung Bismarcks, so erstaunlich sie auch bleibt, doch zu natürlicheren Proportionen zusammen. Im Funktionsnetz der internationalen Politik gibt es keinen Raum für den deus ex machina der Geschichtslegende. Wenn Bismarck seine Karten meisterlich gespielt hat, so macht Dr. Mosse anschaulich, welch einzigartige Trümpfe die Situation ihm in die Hand gab. Zum andern — und damit im Zusammenhang — entzieht die Mossesche Darstellung einer Auffassung den Boden, die sich bereits bei Treitschke ankündigt und sich später — unter dem Eindruck der „Einkreisung“ und des Ersten Weltkrieges — immer stärker durchsetzte, daß nämlich Deutschland seine Einheit gegen den Widerstand eines feindlichen Europas erkämpfen mußte. Für die beiden ausschlaggebenden Flankenmächte Europas, England und Rußland, trifft dies jedenfalls nicht zu. Tatsache ist, daß das liberale England wie das zaristische Rußland eine militärisch-politische Festigung des deutschen Raumes guthießen. Beide setzten sie auf das preußische Pferd, — und Enttäuschung war letztlich ihr gemeinsames Los.

In der großen Politik kommt es eben oft anders, als man denkt und kalkuliert. Ob wohl auch in dieser Hinsicht eine Repetition der Geschichte bevorsteht? *Martin Braun*

Der Preis der Freiheit

Immer wieder erhebt sich angesichts der kommunistischen Ideologie die Frage, was der Westen eigentlich will? Zunächst einmal Frieden, meint *George Catlin* in seinem Buch „*What does the West want? A study of political goals*“ (London, Phoenix House Ltd. 150 S.) Indes nicht Frieden um jeden Preis, sondern einen Frieden, der mit anderen Gütern verbunden ist, mit Freiheit, Gerechtigkeit, Achtung vor dem Menschen, kurz unter Wahrung der Werte, die Europa im Lauf der Jahrhunderte unter schweren geistigen Kämpfen für sich gewonnen hat. Soweit dürften sich die westlichen Nationen ziemlich einig sein. Aber was nun weiter geschehen soll, wie diese Werte zu sichern seien, darüber gehen die Meinungen auseinander. Mit Recht weist Catlin darauf hin, daß die Russen auch ohne Krieg ihre Ziele erreichen könnten, wie ja auch China und die Tschechoslowakei nicht mit den Waffen gewonnen wurden. Gewiß steht die Rote Armee stets im Hintergrund, aber der Kommunismus arbeitet mit einem Evangelium, das sich nicht an Soldaten, sondern an Arbeiter in den Fabriken und an Bauern auf dem Feld wendet. Was kann der Westen dem entgegenstellen? Vor allem, was kann er den Völkern, die unentschieden zwischen der freien und der kommunistischen Welt stehen und ihre eigene Form noch suchen, also insbesondere den Völkern Südostasiens und der Welt des Islam, geben? Als erstes, meint Catlin, müsse die „freie Welt“ sich klar darüber werden, was sie mit ihren Worten eigentlich meine, damit sie den Titel „freie Welt“ auch verdiene, nicht nur vor sich selbst, sondern auch in den Augen anderer Völker. In der Selbstkritik, die in einem gewissen Maße damit für die westlichen Nationen verbunden sein muß, behandelt Catlin die Probleme, die aus dem alten Imperialismus und Kolonialismus Europas sich ergeben, vor allem für Großbritannien, die Rassenfrage, die Haltung der Vereinigten Staaten von Amerika. Als Ziel sei eine neue Philosophie und Psycholo-

ro ro ro

Romane

1,90

Yukio Mishima

Die Brandung

Robert Musil

Die Verwirrungen
des Zöglings Törleß

Rachel Field

• Hölle, wo ist dein Sieg?

Klassiker

1,90

Gustave Flaubert

• Lehrjahre des Gefühls

Monographien 2,20

FRÉDÉRIC CHOPIN

BLAISE PASCAL

Wissenschaft 1,90

Mario Wandruszka

Der Geist der
französischen Sprache

• Doppelbände 3,30

Bitte fordern Sie ausführliche
Prospekte beim Rowohlt
Taschenbuch Verlag Hamburg an

In jeder Buchhandlung

Neu im März

gie der Zusammenarbeit zu entwickeln. Vielleicht läßt sich dann der Gedanke des Commonwealth, wie er sich in der britischen Geschichte entwickelt hat, weiter ausdehnen und von dieser geistigen Grundlage aus ein „Commonwealth der freien Nationen der Welt“ schaffen, das eine so große Anziehungskraft ausübt, daß sich die Sowjetunion aus freien Stücken anschließt. Mag dies auch als Illusion erscheinen — welch innere Wandlung der Sowjetunion müßte vorangehen! — so sind doch die Ausführungen Catlins auf jeden Fall des Überdenkens wert. Sie zeigen eindrucklich, daß mit Schlagworten, mit dem Festhalten an Klischeevorstellungen für den Westen nicht viel zu gewinnen ist. Was freilich dann zu tun sei, das bleibt, wie meist bei derartigen Untersuchungen, ziemlich unbestimmt. Aber ist diese Unbestimmtheit, sofern sie Offenheit des Geistes bedeutet und nicht Bequemlichkeit, Lässigkeit oder Verzagtheit, nicht vielleicht gerade ein Teil der „Freiheit“, die uns Europäern — bis jetzt wenigstens — so kostbar erscheint?

Bernhard Knauss

Die junge Arbeiterin

Daß ein Buch voller wissenschaftlich erarbeiteter Tatbestände in kurzer Zeit zwei Auflagen erlebt, kommt selten genug vor. Jetzt hat der Sammelband *„Die junge Arbeiterin“* mit Beiträgen von Wurzbacher, Jaide, Wald, v. Recum und Cremer (München 1958, Juventa-Verlag, 454 S. DM 19,80) diese Hürde genommen. Den aufmerksamen Leser verwundert das nicht, denn das Werk erschließt in der Tat ein soziologisch wie politisch wichtiges und gleichermaßen unbekanntes Gebiet. Zwei in der Sozialgesetzgebung beherrschende Problemkreise überschneiden sich in der Person der jungen Arbeiterin, das der Jugend- und das der Frauenarbeit. Während aber die Beschäftigung Jugendlicher in den letzten Jahrzehnten in geordnetere Bahnen gelenkt werden konnte, hat die Frauenarbeit — samt ihren Schäden — Ausmaße angenom-

men, die den alten Marx die Hände über dem Kopf zusammenschlagen ließen, müßte er sie erleben.

Und hier lauern auch die Gefahren. Die Unsicherheit der jungen Arbeiterinnen in ihren Beziehungen zu einer ständig sich wandelnden Umwelt erschüttert sowohl in den hier verarbeiteten Selbstzeugnissen, wie in den ausgewählten Monographien. Die Gesellschaft von heute erfordert den wendigen und selbstbewußten Einzelnen; aber die häusliche Umgebung oder die Erziehung der jungen Mädchen tut wenig, oder nichts, in dieser Richtung. So sehen sie sich ständig überfordert. Sie haben nichts von der „Vermehrung der materiellen und geistigen Mittel individueller Umweltergreifung“. Umso leichter hängen sie sich an die billigen Klischees und finden Befriedigung im Ersatz.

Was tun? — M. Cremer gibt am Schluß des Bandes einige Empfehlungen, die Sozialpädagogen und Sozialpolitiker anhalten, die beschriebenen Verhältnisse nicht über einen Kamm zu scheren. Differenzierte Behandlung ist das Alpha und das Omega der ganzen Frage. Besonders zeigt sich das bei denen, die mit 21 oder 22, dem durchschnittlichen Heiratsalter ihrer Klasse, noch ledig sind, und nun vor der Entscheidung stehen, beruflich aufzusteigen, was ihnen fast unmöglich gemacht wird, oder zu resignieren. Hier liegt vieles im Argen, wie dieses vortreffliche Buch zeigt. Es ist eine fach-soziologische Untersuchung, gewiß, aber es sollte von allen gelesen werden, die etwas über die soziale Realität unseres Staates erfahren wollen.

Schönheitsfehler: Der unsinnige Gebrauch des Begriffes „Raum“. Da ist vom öffentlichen Raum die Rede, vom nachbarschaftlichen, vom Hintertupfinger, gar vom preußischen Heer „als einem streng konservativ-autoritär geformten Raum“. — Kann man nicht wenigstens den „Jugendraum“ von solcher Schluderei räumen, wo wir doch, wie jedermann seit 1890 weiß, ein Volk ganz ohne Raum sind?

b. p.

Hinweise

Lee, Laurie: Eine Rose für den Winter (Düsseldorf, Karl Rauch. 187 S. DM 8,60. Deutsch von P. v. d. Knesebeck.) Der Verfasser fährt als ein heiterer, manchmal sentimentaler Beobachter durch Spanien, ein Land, das auch heute noch einzig in seiner Art und unverwechselbar ist. „Es ist weder katholisch noch europäisch, sondern etwas aus afrikanisch-iberischer Vergangenheit Hervorgegangenes, etwas ganz Besonderes mit einer eigenen herben Wirklichkeit und einer besonderen Fähigkeit, die Härten des Lebens zu mildern.“

Mann, Heinrich: Der Untertan (Hamburg 1958, Claassen. 496 S. DM 19,80). Als wir vor bald zwei Jahren Kantorowicz' ostzonale Heinrich-Mann-Ausgabe als die notwendige Publikation priesen, die sie war (DR 10/57), konnten wir nicht hoffen, sobald eine westdeutsche Edition zu haben. Das Verdienst, das Claassen sich mit der Ausgabe erwirbt, kann gar nicht hoch genug veranschlagt werden. Mit dem Untertan zu beginnen, war eine glückliche Idee, zählt diese Satire doch zu den wenigen Zeugnissen einer irrsäligen Epoche, die blieben. Heinrich Mann hat Zola sein Vorbild genannt; heute schon sieht man, daß er es übertraf.

Maste, Ernst: Die Republik der Nachbarn. Die Nachbarschaft und der Staatsgedanke Artur Mahrauns (Gießen 1957, Walltor-Verlag. 220 S. DM 9,60). Vom Staatsgedanken Mahrauns zu sprechen wird auch dem zu anspruchsvoll vorkommen, der Mahraun als den einzigen Lichtblick in den Irren und Wirren vergangener Kampfbundjahre beurteilt. Er hatte Ideen, die andere Schwärmer nicht hatten und sein guter Instinkt — nicht sein „Staatsgedanke“ — hielt ihn von den Nazis fern. Was Maste vorlegt, ist denn auch eine sehr geläuterte Ausgabe Mahraunscher Konzeptionen. Ausgehend davon, daß jedermann Nachbar ist, bietet die Nachbarschaftsbewegung nützliche Ansätze zur Selbstverwaltung, ohne die

Demokratie nicht möglich ist. Eine interessante Lösung zwischen den beiden Extremen der Leninschen Rätevorstellungen und der schweizerischen Gemeindeverfassung. Sie hat Zukunft, wenn sie sich vor der Gefahr politischen Sektierertums zu schützen weiß.

Bass, Robert und Elizabeth Marbury: The Soviet-Yugoslav Controversy, 1948-58. A Documentary Record (New York 1959, Prospect Books 142 E 32nd St. 225 S. DM 13,— ca). Die sorgfältig und mit Sachkenntnis erläuterten Dokumente spiegeln das Hin- und Her zwischen Belgrad und Moskau wider. Man erhält eine Übersicht, die nachdenklich stimmt. Hans Kohn stellt das Buch mit seiner glänzenden Einleitung in den großen historischen Rahmen, und macht es dadurch für jeden unentbehrlich, der die Beziehungen zwischen kommunistischen Staaten studieren will.

Leontovitsch, Victor: Geschichte des Liberalismus in Rußland (Frankfurter Wiss. Beiträge, Kulturwiss. Reihe, Band 10), Frankfurt 1957, V. Klostermann, 426 S. DM 30,—). Angesichts der ungewohnten Begriffsverbindung Rußland-Liberalismus ist es gut, sich erinnern zu lassen, daß und warum eine konstitutionelle Evolution im russischen Verfassungsleben scheitern mußte, warum die immer schroffere Antithese „Revolution-Reaktion“ nicht nur zum Mißerfolg der Stolypin'schen Reformversuche zu Beginn dieses Jahrhunderts, sondern geradewegs zum Jahre 1917 geführt hat. — Die höchst materialistischen, durchaus aus Primärquellen gearbeiteten Untersuchungen von L. umspannen die Epoche von Katharina II. über Mordvinov, Speranskij und Karamzin zu Nikolaus I., dann über die sogenannte „Bauernbefreiung“ von 1861 und den Zemstvo („Selbstverwaltung“) von 1864 zu Alexander III. und dem Scheitern konstitutionalistischer Pläne unter Nikolaus II., Witte- und Stolypin (Revolution 1905/06 und Staatsstreich vom Juni 1907). L.

geht aus von einer in Anlehnung an Hauriou historisch entwickelten Definition des „Liberalismus“. Methodisch könnte man hier Zweifel anmelden: Grundsätzlich sollten historische Begriffe aus dem Gegenstand der Untersuchung selbst entwickelt werden, um diesem konform zu bleiben. In diesem Falle jedoch, da liberales Gedankengut in Rußland Import-Charakter trägt, mag eine aus „westlichen“ Prämissen heraus gewonnene Vorausdefinition — zumal in der trefflichen Klarheit, in der sie dargeboten wird — legitim erscheinen. Zudem waren die Grenzen dessen zu bestimmen, was die Untersuchung umgreifen, bzw. was sie ausschließen sollte. Rußland hat keine eigene Freiheits-Tradition! Darum können liberale Reformen nur „von oben“, vom Autokraten kommen, können nur durch Erlaß verfügt werden — wahrlich eine *contradictio in adiecto*! Darum aber auch verschwimmen immer wieder bei reformerischen Bewegungen die Unterschiede zwischen Legalität, Freiheit und subversiven Theorien (86); deswegen scheitert noch Stolypin an der Links-Opposition der zweiten Duma und ihrem Vorwurf, die Regierung („Reaktion“) selbst setze gegen die Revolution (schon nicht mehr Reform!) Mittel ein, die rechts- und verfassungswidrig, also freiheitswidrig seien. — Ein faszinierendes Buch!

Bosper, Albert: Der Hiwi Borcho-witch, Roman (Stuttgart 1958, Henry Goverts Verlag. 406 S. DM 16,80) — Ein kriegerisches Buch gegen den Krieg. Manchmal kann man's kaum glauben, wie es gemeint ist, wenn trotz Verwünschungen und Flüchen so gekämpft wird, als sei man besessen vom Kriege. Wie Abertaumende es taten, meldet sich Grigorji Borcho-witch — Sohn eines Russen und einer Volksdeutschen — nach der Gefangennahme als Hilfspwilliger bei den Deutschen und kämpft mit ihnen — nicht für den Krieg, sondern für sein Leben. Für die Tragik an sich ist hier ein Geheizer gezeichnet, den die Dinge, für die gekämpft wird, nichts angehen, und der ihnen zwangsläufig doch verfällt. Und mit diesem Zwang,

dem die Menschen trotz gewollten Auflehns so unterliegen, daß sie für seine Erhaltung kämpfen, ist eines der schmutzigsten Kapitel des Krieges gebrandmarkt.

Siegmund, Georg: Tier und Mensch, Beitrag zur Wesensbestimmung des Menschen (Frankfurt/Main 1958, Josef Knecht, 312 S. DM 12,80) — Ein besonderer Vorzug dieses anschaulichen und aufschlußreichen Werkes, daß es leichtverständlich sich der Feststellbarkeit des natürlichen Unterschieds zwischen Tier und Mensch zuwendet. Es geht nicht von menschlicher Überschätzung aus, der Verfasser ist in seiner doppelten Eigenschaft als Biologe und Theologe mehr den biologischen Erkenntnissen gefolgt. Naturwissenschaftliche und psychologische Erfahrungen sind angesetzt. Überzeugender ist das Kapitel „Grausame Experimente der Natur“, daß die Möglichkeit, Taubblinde geistig anzuregen, ihrer menschlichen Anlage zuzuschreiben ist. Versuche mit gelehrigsten Tieren, deren Zustand man so schwerwiegender menschlicher Fehlsinnigkeit gleichsetzen könnte, mißlingen: ein fast lückenloser Indizienbeweis. Die fragliche Lücke läge nur im Fehlen eines Erb-gutes bei Tieren, das selbst kranke Menschen besitzen — Und warum fehlt sie den Tieren — oder warum sind sie vielleicht für Menschen nicht ansprechbar? — Hier schließt sich die Lücke für immer und läßt uns Wahrscheinliches glauben.

Buchheim, Lothar-Günther: Picasso (München 1958, Kindler. 140 S. DM 15,80). Dieser neue Band in „Kindlers klassischen Bildbiographien“ verbindet aufs Glücklichste die künstlerische Erscheinung des Malers mit des Biographen leidenschaftlicher Bemühung um ein originelles Gesamtbild.

Glaserapp, Helmut von: Indische Geisteswelt. Band I: Glaube und Weisheit der Hindus (Baden-Baden 1958, Holle. 330 S. DM 14,—). Eine umfangreiche Anthologie religiöser Poesie der Hindus von den Heiligen Schriften, Veden, Upanishaden usw. über die Welt des klassischen Hinduismus und über die Poesie des Vishnu- und Shiva-Glaubens bis zu Dichtun-

gen, die sich mit dem christlichen Abendland auseinandersetzen. Die Übersetzungen stammen größtenteils vom Herausgeber, bzw. dessen Vater Otto von Glasenapp, einige von älteren Übersetzern wie etwa den Gebrüdern Schlegel oder Friedrich Rückert. Der Verfasser kennzeichnet die Übersetzungen als freie, in der verständlichen Ansicht, „daß sich eine vollkommene Treue gegenüber einem Texte schwer mit der poetischen Wiedergabe des künstlerischen Gehalts einer Dichtung in Einklang bringen läßt.“ Stellenweise sind wortgetreue Übersetzungen gegenübergestellt, die uns von der Richtigkeit der Ansicht des Verfassers überzeugen. Aus dieser Freiheit aber einen Rückfall in Unfreiheit eines deutschen Reimes zu finden, sollte nur den älteren Übersetzungen gestattet sein. Es ist zu erwägen, ob die erstrebte „poetische“ Wiedergabe nicht auch der Berücksichtigung zeitlich poetischer Form unterliegt. — Die, die Texte verbindenden Erläuterungen geben dem Leser eine treffliche Übersicht für die Zuordnung der Gedichte.

Käufer, Hugo Ernst: Mensch und Technik im Zeichen der zweiten industriellen Revolution. Eine kleine Bücherkunde (Bochum 1958, Stadtbücherei. 138 S. Ohne Preisangabe). Ein kommentiertes Titelverzeichnis von einigen hundert Büchern der Stoffgebiete Technik, Wirtschaft, Sozialwissenschaften, Politik, Naturwissenschaften, Pädagogik, Psychologie und Philosophie, soweit sie dem Gesamttitel „Mensch und Technik“ assoziiert werden können. Eine sorgfältige Arbeit, die eine Fülle von Erscheinungen übersichtlich ordnet.

Mingotti, Antonio: Gershwin (München 1958, Kindler. 140 S. DM 15,80) Der zu früh verstorbene Meister der amerikanischen Musik erfährt in dem vorliegenden Werk eine Würdigung, die seiner einmaligen Stellung gerecht wird und zugleich zeigt, wie intensiv er musikhistorischen Zusammenhängen verbunden war.

Hagen, Volker: Sibirien liegt in Deutschland (Berlin 1958, Arani-Verlag G. m. b. H. 208 S. DM 6,40) — Der Verfasser, der kurz nach Kriegs-

ende wie Zehntausende anderer Menschen von den Sowjets grundlos verhaftet wurde, berichtet aus der Schreckenszeit seiner neunjährigen Gefangenschaft. Die Methoden der rechtswidrigen Prozeßführung, die grausame, viehische Behandlung, die er und seine Leidensgenossen in Schweigelagern Mitteldeutschlands erleiden mußten, sind unvorstellbar für uns in ihrer Roheit und Bestialität. Und wäre es nicht durchschaubar, daß wie es in Despotien stets war, auch hier die Unsicherheit, die Angst vor einem Aufstand Triebfeder für die Gemeinheiten der Peiniger wird, dann müßte man verzweifeln. So aber birgt dieses Buch die Hoffnung, daß sich dereinst die Berechtigung dieser Angst erweisen wird.

Albrecht, Karl: Wettbewerbswirtschaft und christliche Ethik (Düsseldorf 1958. Als Manuskript gedruckt vom evangelischen Arbeitsausschuß Düsseldorf, 20 S. DM 1,—) — Zwei, dem Laien schwer vereinbare Begriffe: Wettbewerb — Konkurrenz und christliche Ethik sind hier in Einklang gebracht mit vielen Zitaten von Thomas von Aquino bis Romano Guardini, von Francois Quesnay, dem Leibarzt der Pompadour, der als Begründer der Wissenschaft vom Wirtschaftsleben gilt bis zu heutigen Nationalökonomern. Es mag allerdings überfordert sein, zumindest ist es Ansichtssache, wenn der Autor göttliche Hilfe und Gnade voraussetzt, um mit christlicher Ethik erfolgreich im Wirtschaftsleben zu bestehen. Mit seiner Forderung von Charakterstärke und einem geschärften Gewissen wird er im allgemeinen besser verstanden werden.

Baumann, Hans: Die Barke der Brüder (Reutlingen 1957, Ensslin & Laiblin. 251 S. DM 7,80). Der Autor hat sich in der Vergangenheit nicht mit Ruhm bekleckert, doch ist in diesem Buch von der hellen Flöte des Rattenfängers nichts zu hören. Es handelt vom Kampf des Guten gegen das Böse in einer teils historischen Geschichte aus der hohen Zeit des portugiesischen Kolonialismus, ist gut geschrieben und von U. Schramm illustriert.

BRIEFE AN DIE DEUTSCHE RUNDSCHAU

Der Antisemitismus in der Bundesrepublik

Rudolf Pechel fordert in seinem Alarmruf „Gegen den Antisemitismus“ zur Selbsthilfe auf — mit vollem Recht, denn es scheint uns genug des Wortreichtums höchster amtlicher Stellen, dem keine konkreten Maßnahmen folgen. Immerhin können wir beobachten, daß das Ausland sich in noch ganz anderem Ausmaße als bisher den Symptomen des Antisemitismus in Deutschland und seinen beunruhigenden Manifestierungen zuwendet, und dies nicht in zweieinhalb Zeilen, wie der Tätigkeitsbericht der Bundesregierung. Zweieinhalb Zeilen: deutlich kann die wirkliche „Interessiertheit“ der Verantwortlichen kaum noch erwiesen werden.

Manifestierungen des Antisemitismus: dazu gehört nicht nur — wie man wohl nun endlich merkt — die verbrecherische Tätigkeit der zu neuen Morden aufrufenden Antisemiten; dazu gehören die zweifellos sehr hohen Amtsstellen, die Eiseles und Zinds Flucht zum Diktator Nasser geschehen ließen; dazu gehören höchste Justizinstanzen, wie Enno Budde aus Hamburg, dessen antisemitische Hetzereien aus dem Jahre 1935 im „Althannoverschen Kalender“ — „daß wir heute diese Erkenntnis haben, verdanken wir Adolf Hitler“ — nicht oft genug zitiert werden können; dazu gehört auch der Präsident des Landesrechnungshofes! Schleswig-Holstein, Marbach, unter dessen Ägide am 11. Juli 1942 9000 — in Worten: neuntausend — Juden auf dem Freiheitsplatz von Saloniki ausgepeitscht und mit Hunden gehetzt wurden; dazu gehört jene Frankfurter Gymnasiastengruppe, „gekennzeichnet durch Hakenkreuze in den Schulmappen, die von einem Unbekannten systematisch im Nationalsozialismus und Antisemitismus geschult wird“, wie der ausgezeichnet informierte Bonner Berichterstatter des St. Galler Tagblattes

schreibt; dazu gehört — wir zitieren den gleichen Berichterstatter — daß nach einer Liste vierundsechzig in hohen Stellungen amtierende bundesdeutsche Juristen an Hitlers Sondergerichten — also an reichsdeutschen Mordstellen — tätig waren, und „daß ehemalige NSDAP-Richter heute den einwandfrei demokratisch eingestellten Richtern als Personalchefs übergeordnet werden, *obwohl es offenkundig ist*, daß ihre Tätigkeit die demokratischen Richter einschüchtern“. Dazu gehört letztlich der vorläufig vergebliche Versuch des Bundesverteidigungsministers (der übrigens das Pamphlet Ziesels lebhaft begrüßt hat) nach einem Bericht der Süddeutschen Zeitung, den Münchner Rechtsanwalt Dr. Alfred Seidl, Verteidiger der furchtbarsten Nazihenker und Promotor einer neuen, vom Institut für Zeitgeschichte scharf zurückgewiesenen Dolchstoß-Legende, als Staatssekretär in Bayern unterzubringen.

Nur ein verschwindend kleiner Ausschnitt der auch das Ausland interessierenden Fälle kann hier verzeichnet werden. Daß die führenden Presseorgane der Bundesrepublik wertvollste Beiträge zur Aufklärung dieser Fälle leisten, kann nicht dankbar genug anerkannt werden.

Man darf zu diesen ungeheuerlichen Tatbeständen zweifellos fragen, wer diese antisemitischen Nazirichter in ihre z. T. „hohen Stellungen“ befördert, von wo aus sie latent terrorisieren können? Wie lange noch — latent? Was bedeutet angesichts solcher Fakten noch die so laut propagierte Verbesserung kultureller Auslandsbeziehungen? Was soll der Internationale PEN, der der Bundesrepublik im Juli die hohe Ehre erweisen will, seinen ersten Nachkriegskongreß in Frankfurt abzuhalten — was sollen vor allem seine jüdischen Mitglieder von den Euphemismen hal-

ten, mit denen er zweifellos weitgehend bedacht werden wird? Was soll man davon halten, wenn vielleicht gleichzeitig das erste Nachkriegstreffen der SS-Wachmannschaften von Oranienburg, Buchenwald und Dachau stattfindet, zu dem für 1959 aufgerufen worden ist (Informationsdienst des Clubs Republikanischer Publizisten, Januar 1959)?

Uns scheint in diesem Zusammenhang eine ausführliche mehrsprachige Dokumentarsammlung von vordring-

licher Bedeutung, in der nicht nur die äußeren Erfolge des Neo-Antisemitismus und seiner Begleiterscheinungen, sondern vor allem die verzweigten Voraussetzungen seiner ansteigenden Erfolge, seine stillen mächtigen Förderer aufgezeigt werden.

Dr. Hans Kühner

Sekretär des Schutzverbandes der
Schriftsteller deutscher Sprache
(Sitz Zürich)

Militärdiktatur

Zu Ihrem Aufsatz über die Generale, die unsere Demokratie retten (Peter Grubbe DR 2/59), gibt das folgende Gedichtchen einen Kommentar. Der Verfasser ist unbekannt. Es ist mir durch „Flüsterpropaganda“ nahegebracht worden.

„Immer nur wir!

Der Präsident der Staaten
ist General a. D.

Auch Frankreich wird beraten
vom General a. D.

Der Herrscher aller Reußen
ist General a. D.

Nur die verdammten Preußen
sind ohne Portepée.

In Belgrad sitzt der Tito
als General a. D.

Im Libanon ist's dito
ein General a. D.

Der Chef vom schönen Spanien
ist General a. D.

Nur Konrad von Germanien
war nie in der Armee.“

München

Benno Scharrer

Wer ist's?

Neue Mitarbeiter: Prof. Dr. Thomas N. Bonner ist Chairman des sozialwissenschaftlichen Departements der Universität von Omaha, Nebraska. Unter seinen zahlreichen Veröffentlichungen sind die Bücher „Medicine in Chicago“ (1957) und „The Kansas Doctor“ (1959) hervorzuheben. Eine Übersetzung des Berichtes von Jacob Schiele „Reise durch das Felsengebirge“ (um 1850) und eine Studie über den Einfluß der deutschen Universität auf die amerikanische Medizin sind in Vorbereitung. — Die jungen Lyriker: Heinz Weder, 1934 geboren, Buchhändler in Bern. — Stefan gant (pseudonym), 1934 geboren, studiert Volkswirtschaft in Berlin. — Frederic Ribell, 25 Jahre, Schauspieler in Frankfurt. — Walter Aue, 1930 in der Tschechoslowakei geboren, lebt in Leichlingen/Rhld. — Dieter Hoffmann vgl. DR 5/58.

Das Register 1958

der Deutschen Rundschau ist erschienen und kann gegen Voreinsendung von DM 0,25 in Briefmarken für Versandkosten direkt vom Verlag bezogen werden.

VERLAG DEUTSCHE RUNDSCHAU
Baden-Baden, Schloßstraße 8

In den nächsten Heften der Deutschen Rundschau lesen Sie u. a.:

<i>Franz Rieger</i>	Um die politische Bildung
<i>Hans Jaeger</i>	Afrikaner und Weiße
<i>Alfred Futran</i>	Südafrikanischer Bericht
<i>Thomas O. Brandt</i>	Anpassung und Unabhängigkeit
<i>Mario Ludwig</i>	Gestalter der Moderne
<i>Waldemar Kuri</i>	Das Schulfernsehen
<i>Dieter Hoffmann</i>	Lyrik und Lyriker in Mitteldeutschland
<i>Gerhard F. Hering</i>	Hauptmanns „Magnus Garbe“
<i>Max Rieser</i>	Philosophie in Polen
<i>E. F. Podach</i>	Alexander von Humboldt
<i>Walter Naumann</i>	Hofmannsthals Verhältnis zur Tradition
<i>Jonas Lesser</i>	Thomas Mann und Wilhelm Raabe
<i>V. O. Stomps</i>	Oda Schaefer in ihrer Dichtung
<i>Roland Marwitz</i>	Oppermann, Erzählung
<i>Hans Daiber</i>	Teamwork nach Noten, Satirische Parabel

Mitteilungen

Ernst Freud, London, beabsichtigt die Herausgabe einer Auswahl von persönlichen Briefen SIGM. FREUDS im S. Fischer Verlag und bittet alle Briefbesitzer, ihre Dokumente zur Anfertigung von Photokopien dem Verlag für kurze Zeit leihweise zur Verfügung zu stellen: Frankfurt/M., Zeil 65. — E. Kreuder schrieb: Haus mit den drei Bäumen. 1944 — Die Gesellschaft auf dem Dachboden. 1946 — Schwebender Weg. Die Geschichte durchs Fenster. Zwei Erzählungen. 1946 — Die Unauffindbaren. Roman. 1948 — Herein ohne anzuklopfen. 1954 — Georg Büchner, Existenz und Sprache. 1955 (Rede anlässlich der Verleihung des Büchner-Preises) — Sommers Einsiedelei. Gedichte 1956. — Der heutigen Gesamtausgabe der Deutschen Rundschau liegt ein Prospekt der Firma Zwingli-Verlag, Zürich, Cramerstraße 17 bei, worauf wir unsere geschätzten Leser ganz besonders aufmerksam machen.

Anzeigenverwaltung: Hans Rosenstein, Köln am Rhein 17, Postfach 9, Telefon 381304

Auslieferungsstellen der DEUTSCHEN RUNDSCHAU

Im Saargebiet: Buchhandlung Bock & Seip, Saarbrücken, Bahnhofstraße 98. — Im Ausland: Argentinien: Knüll & Wetzler, Estomba 1785, Buenos Aires. — Bolivien: Das Echo, Cochabamba, Casilla 748. — Dänemark: Pressa AG, Blegdamsvej 26, Kopenhagen N. — Finnland: Rautatiekirjakauppa Oy, Akateeminen Kirjakauppa, 2 Keskuskatu, (beide in Helsinki). — Frankreich: Librairie Martin Flinker, 68 Quai des Orfèvres, Paris 1er. — Griechenland: Georg Mazarakis & Co, Patissonstr. 9, Athen. — Großbritannien: Interbook, 12 Fitzroy Street, London. — Italien: Libreria Sansoni, Via Capponi 26, Firenze. — Libanon: The Levant Distributors Co., P. O. B. 1181, Beirut. — Luxemburg: Messageries Paul Kraus, 27 rue Joseph Junk, Luxembourg. — Niederlande: Meulenhoff & Co, NV, Amsterdam, Beulingstraat 2. — Norwegen: A. S. Narvesens Kioskkompani, Stortingsgata 2, Oslo. — Portugal: Alvaro Goncalves Pereira, Restauradores 12, Lissabon. — Schweiz: Azed AG, Basel, Dornacherstr. 60—62; Schweizerisches Vereinssortiment, Olten. — Spanien: Atheneum, Barcelona, Pasaje Marimon, 23. — Türkei: Türk-Alman Kitapevi, Beyoglu, Kumbaraci, Yokusu 12. — Amerika: Stechert-Hafner, Inc. 31 East 10th Street New York 3, N. Y.; Golden Gate News Agency, 66 Third Street San Francisco 3, California.

Postverlagsort: Baden-Baden — Postbezugspreis: viertelj. DM 5,—.

OFFENE WELT

Zeitschrift für Wirtschaft, Politik und Gesellschaft · Herausgegeben vom Verein zur Förderung wirtschafts- und gesellschaftspolitischer Bildung in Zusammenarbeit mit der Wirtschaftspolitischen Gesellschaft von 1947, Frankfurt a. M., Falkensteinerstraße 27 · Schriftleitung Dr. Dr. Gernot Gather, Frankfurt a. M., Klettenbergstraße 12 · Jeden zweiten Monat erscheint ein Heft im Umfang von 112 Seiten · Einzelpreis DM 2,50 · Jahresbezugspreis (für 6 Hefte) DM 12,—

OFFENE WELT

ist weltoffen, überparteilich, nicht interessengebunden. Sie hält sich frei von der Tagespolitik und will große Übersichten erarbeiten, die Probleme des Tages in ihren Zusammenhängen erfassen und beleuchten. Jedes Heft ist einem besonderen wirtschafts-, kultur- oder sozialpolitischen Thema gewidmet, das unter den vielfältigen geistesgeschichtlichen, soziologischen, weltpolitischen und ökonomischen Aspekten dargestellt wird. Ziel der Zeitschrift ist nicht die Bevormundung und Lenkung ihrer Leser, sondern vielmehr das Bemühen, Material zu geben zur eigenen Meinungsbildung.

OFFENE WELT

verdankt ihre Lebendigkeit, Aktualität und zuverlässige Gründlichkeit dem ständigen Kontakt mit Wissenschaftlern, Politikern und Pädagogen. Was hätten wir heute nötiger als weltoffenes Denken? Unser politisches Schicksal liegt genau auf der Schnittpunktlinie der großen geistigen Auseinandersetzung um die künftige Lebensform der menschlichen Gesellschaft. Um diese Herausforderung zu bestehen, werden Sozialstrukturen, politische Denkformen, Leitbilder und Bildungsmethoden entwickelt werden müssen, die den neuen wissenschaftlichen Denkformen und den umwälzenden sozialökonomischen und technischen Weltveränderungen entsprechen.

OFFENE WELT

Die letzten Hefte beschäftigten sich u. a. mit folgenden wichtigen Fragen: Entwicklungshilfe und Entwicklungsprogramme · Industrielle Expansion · Konjunktur und Finanzpolitik · Einkommensverteilung · Politische Willensbildung · Vorschläge zur Reform des Bildungswesens · Probleme des Wirtschaftswachstums · Aspekte des technischen Fortschritts · Neuntes und zehntes Schuljahr

OFFENE WELT

bringt 1959 u. a.: Partnerschaft mit den Entwicklungsländern · Währungssystem und Gesellschaftsordnung · Weltbild in Ost und West · Schule und Arbeitswelt

WESTDEUTSCHER VERLAG
KÖLN UND OPLADEN

ERICH LOTZ

Das Leid blüht aus

Gedichte

56 Seiten, DM 4,80

mit einem Scherenschnitt von Annemarie Faber

„So geht es mir mit den Gedichten von Erich Lotz: ich lese sie und lese sie wieder, bis jedes ihrer Worte mein eigen wird, und dabei höre ich mich selber aus ihnen sprechen — erst nur langsam, zögernd, dann immer sicherer den Worten lauschend und sie in mir wiederfindend. Wahre Kunst, wirklich aus dem Erleben geborene, hat diese befreiende und beglückende Gabe: den Andern dorthin zu führen, wo seine Konflikte auf höherer Ebene ihre Lösung finden.“

Wingolfsblätter

OTTO GILLEN

Am Ufer der Dinge

Gedichte

64 Seiten, Geschenkband DM 4,80

„Der süddeutsche Lyriker Otto Gillen hat längst viele Verehrer und Freunde. Sie werden dankbar nach seiner neuen Sammlung von Versen greifen, die innige Beseeltheit des Gehalts mit einer gemeisterten Form des singenden Wortes verbinden. Gillens Dichtung, der Natur, dem Menschen wie dem Göttlichen gleicherweise nahe, wächst immer wieder aus dem Vertrauten, irdisch Faßbaren hinein in offene Weiten und in den Bereich der Träume, ist eine ‚poésie pure‘, der man in unserer Gegenwart so rein nur selten mehr begegnet.“

Der Bund, Bern

Im 14. Jahr erscheint

WELT UND WORT

Literarische Monatsschrift

Abonnementspreis vierteljährlich DM 7,50

„Der Leser gewinnt auf knappen 40 Seiten einen einzigartigen weiten Überblick über das literarische Leben und ist vorzüglich orientiert über den Büchermarkt.“

Zofinger Tageblatt

„Dank einem ausgezeichneten Register erschließt sich ein Jahrgang dieser Zeitschrift als ein für den Bücherfreund unentbehrliches Nachschlagewerk und zugleich als die lebendigste Literaturgeschichte der Gegenwart.“

Sender Rot-Weiß-Rot, Wien

HELIOPOLIS VERLAG · TÜBINGEN

Anfang März erscheint

Gerhard Storz Der Dichter Friedrich Schiller

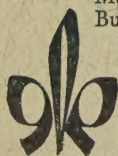
(528 Seiten. Leinen 26,50 DM) Gerhard Storz, gleichermaßen bewährt als Sprachforscher und Interpret der Dichtung, als Spieler und Schauspieldirektor wie auch als führender Schulmann und nicht zuletzt als Schillerforscher, legt zum Schiller-Jubiläums-Jahr die Ernte einer lebenslangen Bemühung um Friedrich Schiller vor. In einer ebenso kenntnisreichen wie behutsamen Darstellung und Deutung der dichterischen Werke gibt Storz ein eindringliches Bild des Wesens und der Entwicklung von Schillers Dichtertum. Je tieferen Einblick uns Storz in die Wirklichkeit des Schiller'schen Schaffensprozesses gewährt, um so mehr verblassen unsere landläufigen und klischeehaften Vorstellungen; am Ende steht ein Schiller vor uns, wie wir ihn nie ahnten, ein Schiller, dem es nicht mehr um den moralischen Gehalt, nicht mehr um den historischen Gegenstand, ja überhaupt nicht mehr um den Inhalt seiner Dichtung geht, sondern „nur noch“ um die künstlerische Forderung und ihre möglichst reine Verwirklichung in der Form.

Das Buch ist, so breit und tief auch die philologischen und literaturgeschichtlichen Kenntnisse seines Verfassers sind, von einem modernen Menschen unserer Tage und in einem jeden Literaturfreund ansprechenden Stil geschrieben. Und um das Beste von ihm zu sagen: Es führt den Leser mit einer sanften, aber faszinierenden Gewalt dazu, daß er seinen Schiller aufs neue liest, und er wird dabei nicht weniger Beglückung verspüren als bei der ersten Lektüre seiner jungen Jahre. — „Das große Schillerbuch von Gerhard Storz führt das Unternehmen der Revision des Schillerbildes einen entscheidenden Schritt weiter, indem es den ganzen Idealismus und alles, was damit an Weltanschaulich-Programmatischem zusammenhängt, in die zweite Linie rückt und nach vorne das einzige, worauf es ankommt: den Dichter, den Künstler. Das ist der Anfang, der den Dichter für viele, für die meisten, aufs neue fragwürdig, interessant und bedeutend macht.“ *Siegfried Melchinger*

Früher ist erschienen

Schiller Reden im Gedenkjahr 1955

(Im Auftrag der Deutschen Schillergesellschaft herausgegeben von Bernhard Zeller. Veröffentlichungen der Deutschen Schillergesellschaft, Band 21. 1955. 418 Seiten. Leinen 12,80 DM). Der Band enthält die Gedenkreden von Thomas Mann, Carl Jacob Burckhardt, Rudolf Alexander Schröder, Max Mell, Theodor Heuss, André François-Poncet, Carlo Schmid, Gerhard Storz, Friedrich Beißner, Paul Böckmann, Wilhelm Emrich, Benno von Wiese, Gustav Rudolf Sellner, Wolfgang Schadewaldt, F. W. Wentzlaff-Eggebert, Fritz Martini, Reinhold Schneider, Hans Mayer, Joachim Müller, Reinhard Buchwald, H. O. Burger, Karl Schmid.



ERNST KLETT VERLAG STUTTGART

FORVM

Österreichische Monatsblätter für kulturelle Freiheit

Redigiert von Friedrich Abendroth, Alexander Lernet-Holenia,
Günther Nenning, Friedrich Torberg

In den letzten Heften brachte FORVM unter anderen Beiträge von:
Hannah Arendt, Immanuel Birnbaum, Felix Braun, Günther Busch,
Heimito von Doderer, Richard Katz, Alexander Lernet-Holenia,
Ernst Lothar, Hans-Joachim von Merkat, George Mikes, Heinz
Politzer, Oscar Fritz Schuh, Ignazio Silone, Lorenz Stucki,
Friedrich Torberg

eine DISKUSSION
über das NEUE PROGRAMM DER ÖSTERREICHISCHEN
SOZIALISTEN

eine UMFRAGE
„SOLL BERTOLT BRECHT IM WESTEN
GESPIELT WERDEN?“

mit Antworten von Oskar Maurus Fontana, Eugen Gürster, Willy
Haas, Felix Hubalek, Kurt Kahl, Walther Karsch, Rudolf Krämer-
Badoni, Leopold Lindtberg, Siegfried Melchinger, Jürgen Rühle,
Oscar Fritz Schuh, Gody Suter und Hans Weigel und viele andere

Redaktion und Verwaltung: Wien VII., Museumstraße 5
Alleinvertrieb für die Deutsche Bundesrepublik einschl. Westberlin:
Albert Langen — Georg Müller, München 19, Hubertusstraße 4
Einzelpreis DM 1,50